

fluter

bbp:
Bundeszentrale für
politische Bildung

Nr. 13 Dezember 2004



WER WEISS?
DAS GLAUBENS-HEFT

“Can you imagine how the world would change if everyone stopped lying?”

Jane Allen, 27, San Francisco, USA

question connection
question fitness
question expansion
question empire
question equality
question quality
question poll
question cause
question answers
question boundaries
question beliefs
question dogma
question faith
question power
question consumption
question systems
question war
question profit
question prophets
question cause
question order
question conflict
question democracy
question tradition
question security
question ideology
question liberty
question rules
question comfort
question pain
question wisdom
question absolutes
question possibilities
question earth
question content
question business
question leaders
question money



what's your question?

question education
question morality
question borders
question global
question happiness
question values
question visions
question law
question environment

submit questions to: www.droppingknowledge.org



Editorial

Glauben ist im Kommen. Die „Wiederkehr der Götter“, wie sie Friedrich Wilhelm Graf im Heft skizziert, ist mehr als ein Trend in der Populärkultur. Es ist keine Mode, die uns zwingt, sich mit Glaubensfragen zu beschäftigen. Es sind globale Konflikte und Entwicklungen, die sich auch bei uns lokal einschreiben in das Tagesgeschehen und seine öffentliche Diskussion. Der internationale Terror und seine fundamentalistische Auslegung des Islam stehen dabei im Vordergrund. Die Krise im Irak kann uns dabei ebenso wenig kalt lassen, wie Terrorattacken bei unseren westlichen Nachbarn.

Ein Gespenst geht um in Europa: das Gespenst des Kampfs der Kulturen. Bassam Tibi plädiert im fluter-Gespräch für Bewegung bei allen Beteiligten, um die vorhandenen Optionen auf eine friedliche Entwicklung entschiedener in den Blick zu bekommen. Auch die Wiederwahl des amerikanischen Präsidenten mit einem erheblichen Stimmenanteil in religiös bestimmten Milieus zeigt: Glaubensfragen sind wieder mehr als nur Gewissensfragen. Sie sind eminent politisch geworden. Dabei hatten viele bei uns geglaubt, das sei für immer vorbei. Die sogenannte Säkularisierung war Teil des postmodernen Arrangements, Religion Privatsache und auf dem Rückzug, beziehungsweise eine Randerscheinung in der öffentlichen Wahrnehmung. Diese Indifferenz hat noch nie gestimmt, sie lässt sich jetzt nicht länger halten. Es gibt dabei nicht „den“ Glauben, sondern Glauben steht immer im Plural. Diese Glaubensvielfalt anzuerkennen ist für viele Gläubige durchaus eine Zumutung. Und doch ist es Teil unserer Verfassung: Religionsfreiheit hat einen doppelten Sinn. Sie ist Freiheit zur Religionsausübung, eben auch verschiedener Glaubensrichtungen. Und sie ist Freiheit vom Zugriff der Religion auf bestimmte grundsätzliche Bereiche unseres Lebens, den Staat, das Recht, das Bildungssystem. Vor dem Gesetz sind alle gleich und die Grundrechte gelten für alle, Frauen und Männer, egal ob sie religiös sind oder nicht. Aber diese Freiheiten gibt es nicht umsonst, sie sind kein Automatismus. Deshalb lohnt der zweite Blick: genauer hinzusehen, was Menschen dazu bewegt, zu glauben, wie sie ihren Glauben leben und was diesen Glauben ausmacht. fluter hat sich auf diese Spur gegeben. Denn es sind spannende Zeiten, weiß Gott!

Thorsten Schilling

- 4 **Straßenbild:** Woran kann man glauben?
- 6 **Grenzschutz:** Interview mit dem Politologen Bassam Tibi.
- 10 **Hamburger Schule:** Wie eine junge deutsche Muslima zum Islam steht.
- 12 **Stabilitätspakt:** Im Irak wird der Islam immer mehr zum Identitätsstifter.
- 18 **Wegbeschreibung:** Pepsi glaubt nicht an Gott. Aber an sich selbst.
- 20 **Nachtwache:** Eine Schamanenzeremonie in Seoul.
- 22 **Eigenbedarf:** Roland Schulz über seinen Glauben.
- 25 **Teilmengen:** Zahlen rund ums Glauben.
- 26 **Deutungshoheit:** Was alles abergläubischen Ursprungs ist.
- 28 **Sündenfall:** Sex vor der Ehe und was verschiedene Religionen dazu sagen.
- 30 **Reifezeugnis:** Besuch in der Jüdischen Oberschule, Berlin.
- 36 **Landpartie:** Ein junger Pastor in Mecklenburg-Vorpommern.
- 38 **Marktanalyse:** Der Münchner Theologe Friedrich-Wilhelm Graf über Madonna, Selbstmordattentäter und die Frage: Ist ein Tisch ein Tisch?
- 42 **Himmelsstürmer:** Daniel wird als Missionar auf die Philippinen gehen.
- 43 Impressum
- 44 **Messegelände:** Der amerikanische Theologe Bruce Lincoln über Glauben in den USA.
- 47 **Bestseller:** Tim und Jerry und die Apokalypse.
- 48 **Kultstars:** Auch Elvis und Diego Maradona haben Kirchen.
- 50 **Endeffekt:** Gewinnspiel.



Susanne Fischer trug in den letzten Wochen ihres Irakaufenthalts immer ein Kopftuch – aus Sicherheitsgründen, da damals die Entführungen immer mehr zunahmen. So war sie nicht sofort als Ausländerin zu erkennen. Eigentlich müssen Frauen im Irak kein Kopftuch tragen. Dennoch tun es immer mehr Frauen – ebenfalls aus Sicherheitsgründen. >> Seite 12



Wolfgang Stahr kannte Kontrollen wie die in der Jüdischen Oberschule Berlin bisher nur vom Flughafen Ben Gurion in Tel Aviv. Sicherheitsvorkehrungen durfte er gar nicht, Gruppen von Schülern nur so fotografieren, dass einzelne Schüler nicht identifiziert werden können. Die Vorschriften erschwerten ihm die Arbeit etwas, gute Fotos machte er trotzdem. >> Seite 30



Christine Zerwes recherchierte mehrere Nachmittage in der Bayerischen Staatsbibliothek über Aberglauben. Während neben ihr Juristen und Betriebswirte lernten, stapelten sich bei Christine Hexen- und Zauberbücher sowie Lexika über Aberglauben und Wunderzeichen. Den Studenten war das nicht ganz geheuer, wie ihre Blicke verrieten. >> Seite 26

Titelmotiv: Susanne Wegele

Woran glaubst du?

Gott, Liebe, Musik oder Licht – wir haben uns mal umgehört.

Umfrage: Bastian Obermayer // Fotos: Slavica Ziener



Roland Bildl, 22, Maschinist

„Ich glaube an Jesus, eh klar, oder? Und an den Frieden und dass alles besser wird auf der Welt.“

Ariane Roth, 26, Sängerin



„Ich glaube an die Liebe und an das Licht. Und ich glaube, dass viel mehr Menschen wieder daran glauben sollten.“



Chris von Lütwitz, 15, Schüler

„Ich glaube an Karma und die Anarchie.“



Lee Charamatane, 30, Metzger

„Ich glaube an meine Familie und an Gott.“



Melanie Meißner, 20, Kosmetikschulerin

„Ich glaube fest daran, dass ich irgendwann etwas schaffen kann. Jeder hat doch eine Vision seiner Zukunft, und wenn man daran glaubt, kann man alles schaffen.“



Michael Jula, 18, Hotelfachmann

„Ich glaube nicht an Gottheiten oder Dogmen. Eher schon an Fußball. Ich fahre zu jedem Spiel der Amateure von Unterhaching.“

Peter Schmid, 23, Architektur-Student



„Ich glaube, dass durch die Schönheit einer Umgebung eine höhere soziale Kompetenz entsteht.“

Birgit Bachhuber, 16, Kosmetikschülerin



„Ich glaube an Gott. An was denn sonst?“



Janine Weigold, 26, Redakteurin

„Ich glaube an Gott und dass man im Leben alles erreichen kann, wenn man daran glaubt.“



Joachim Treptow, 24, Student der Forstwissenschaft

„Ich glaube, dass selbst Deutsche nett sein können und dass jeder seinen Beitrag zu einer besseren Welt leisten kann, auch wenn es nur ein Euro oder ein Lächeln ist, das man gibt.“



Theresa Scheitzenhammer, 20, angehende Kunststudentin

„Ich glaube nicht an die Kirche und nicht an Gott. Aber an meine Familie, meine Freunde und an mich.“



Ina Kopp, 17, Schülerin

„Ehrlich gesagt weiß ich nicht, woran ich glauben soll.“

Kritik der reinen Toleranz

Der Islam hat im Westen ein Image-Problem. Was Muslime dagegen tun könnten und was Deutschland vom Islam noch lernen sollte, weiß der Politologe Bassam Tibi.

Interview: Dirk Schönlebe // Illustration: Mirko Borsche

Herr Tibi, befindet sich der Westen in einem Krieg mit dem Islam?

Es ist kein Krieg. Es gibt Probleme, die friedlich lösbar sind, wenn man miteinander darüber spricht. Aber wenn man diese Probleme einfach unter den Teppich kehrt, verschwinden sie nicht, sondern es gibt über kurz oder lang eine Explosion, die dann zu einer kriegsähnlichen Situation führen könnte.

Was sind das für Probleme?

Das Bild des Islam in Europa ist schlecht. Das hängt nicht nur mit Vorurteilen zusammen, sondern auch mit geschichtlichen Belastungen und mit aktuellen Ereignissen und Konflikten. Europa hat Angst vor dem Islam – und die Muslime fühlen sich vom Westen angegriffen.

Die Anschläge im Namen des Islam können einem ja auch Angst machen.

Die Menschen der islamischen Zivilisation haben auch ihre Mitschuld an den Konflikten, keine Frage. Ich bin ein Muslim, der in Europa lebt. Ein Stück meiner

Identität ist muslimisch, ein anderes Stück ist europäisch. Ich möchte weder Propaganda für den Islam noch für Europa machen. Ich möchte zwischen beiden vermitteln. Wie bei jeder Beziehung gibt es Ursachen für Konflikte, an denen beide Seiten ihre Schuld haben.

Bleiben wir bei der Angst.

Die Europäer sind geprägt von den historisch bedingten Ängsten des Christentums vor dem Islam, das müssen sie aufarbeiten und das ist bis heute noch nicht geschehen. Der Islam hat schon in der Vergangenheit versucht, Europa sowohl vom Südwesten als auch vom Südosten aus zu erobern: Die Iberische Halbinsel wurde im achten Jahrhundert islamisiert und das Osmanische Reich hielt Südosteuropa fünf Jahrhunderte lang unter *Dschihad*-Besatzung. Zu diesen historischen Tatsachen kommen die aktuellen Ereignisse und Debatten, die mit der islamischen Zuwanderung und der Bildung von Parallelgesellschaften zusammenhängen. Und die Muslime müssen ihre *Dschihad*-Doktrin

aufarbeiten, ihre Doktrin vom heiligen Krieg.

Was besagt diese Doktrin?

Das ist eine sehr aktuelle und zugleich komplexe und sensible Frage. Sie muss philosophisch am Korantext, historisch an der islamischen Geschichte und zeitgeschichtlich beantwortet werden.

Beginnen wir mit dem Koran.

Im Koran bedeutet *Dschihad* „Anstrengung“ zur Verbreitung des Islam. Er ist friedlich, kann aber in Verbindung mit *Qital*, Kampf, gewalttätig ausgetragen werden, jedoch unter Einhaltung strenger, im Koran aufgelisteter Regeln.

Und die historische Bedeutung?

In der Geschichte war der *Dschihad* ein Welteroberungskrieg zur Verbreitung des Islam. In der Gegenwart wird *Dschihad* zu *Dschihadismus*, also zum Terrorismus des irregulären Krieges, eines Krieges ohne Regeln.

Wie bei den Anschlägen in New York oder Madrid. Was könnten die Muslime gegen die Angst Europas tun?

Die Muslime in Europa müssen

die Idee des *Dschihad* und die der *Scharia* aufgeben. Sie müssen den Islam reflektieren und an veränderte Bedingungen anpassen. Sie müssen sich distanzieren von den Taten, die andere angeblich im Namen des Islam begehen. Bleibt das aus, werden die Vorurteile nur verstärkt.

Geschieht das?

In Frankreich haben die Muslime das getan. Sie gingen auf die Straße, sie haben für die Republik und gegen den Terror demonstriert. Das ist eine Leistung, die sich alle Muslime als Vorbild nehmen könnten und sollten.

Sie meinen die Demonstrationen im Sommer 2004, als zwei französische Journalisten im Irak entführt wurden.

Die Entführer forderten, das Verbot von Kopftüchern an französischen Schulen aufzuheben, im Austausch für das Leben der Geiseln. Da haben die französischen Muslime gesagt: „Das ist unser Problem. Das ist kein Problem von Terroristen im Irak.“ Daraufhin gingen die Muslime in Frankreich auf die Straße. Sogar



Frauen, die Kopftücher trugen, haben für die Republik, gegen islamistischen Terror Partei ergriffen. Diese Geste, diese islamische Geste, hat bei den nicht-muslimischen Franzosen das Bild des Islam in Frankreich entschieden verbessert. Die Franzosen haben so gemerkt, dass die Muslime zu ihnen gehören, dass sie sich als Bürger fühlen und benehmen.

In Köln haben im November rund 20 000 Muslime gegen Terror demonstriert. Das ist doch ein Anfang.

Das war sehr erfreulich. Dies ist ein positives Zeichen eines Teiles der Islamgemeinde an die offene Gesellschaft. Im Sinne der Bildung einer klaren Front, die zwischen der offenen Gesellschaft und ihren Feinden besteht, dürfen wir nicht unterschlagen, dass dieses gute Zeichen nur von einem Teil der Islamgemeinde kommt. Zur Demonstration aufgerufen hatte DITIB, das ist die Vertretung der Diyanet, der staatlichen türkischen Religionsbehörde. Andere Vertretungen der Islamgemeinde hingegen, vor allem der

„Es findet ein Kampf um das Herz und den Verstand statt.“

von Nadeem Elyas geleitete Zentralrat der Muslime und Mili Görüs schweigen.

Könnten daran die jungen Muslime etwas ändern?

Da gibt es ein Problem: Es findet in Deutschland ein Kampf um das Herz und den Verstand der jungen Muslime statt. In diesem Kampf haben die Islamisten gegenüber dem demokratischen Staat einen Vorsprung: weil sie Gremien haben, weil sie die Infrastruktur der Moscheenvereinigungen beherrschen. Sie versuchen ge-

zielt, die jungen Muslime gegen die Integration zu beeinflussen, sie für sich zu gewinnen. Und was tut die Zivilgesellschaft dagegen? Was tut Deutschland?

Ja, was tut Deutschland?

Die Antwort ist: nichts – tragi-scherweise im Namen der Religionsfreiheit. Was tun die Kirchen? Nichts. Immer wenn es zu einem christlich-islamischen Dialog kommt, wird der mit dem Zentralrat der Muslime und mit dem Islamrat geführt. Beide Verbände vertreten nicht einen eu-

ropäischen Islam, wie er in Frankreich existiert. Nach dem 11. September empfing der Bundeskanzler Nadeem Elyas. Das war es.

Was ist daran schlecht?

Die deutschen Kirchen und der deutsche Staat müssen die Idee aufgeben, dass es eine Instanz geben wird in Deutschland, die alle Muslime in Deutschland vertreten wird. Das wird es nicht geben. Und die beiden genannten Verbände haben nicht die Autorität, die in Deutschland lebenden Muslime zu vertreten.

Warum nicht?

Der Islam in Deutschland ist konfessionell und ethnisch fragmentiert. Es gibt sunnitische Moscheen und schiitische. Es gibt ethnische Moscheen, also türkische, bosnische, pakistanische und so weiter. Unter den pakistanischen gibt es wiederum sowohl sunnitische als auch Ahmadiyya-orientierte Moscheen – Sie verstehen, worauf ich hinauswill. Die Vielfalt des Islam ist eine Tatsache und der Umgang mit dem Islam muss von der Tatsache dieser Vielfalt ausgehen.

Was bedeutet das konkret?

Man muss auf die jungen Muslime eingehen. Man muss Clubs gründen, Einrichtungen, in denen sich muslimische und nicht-muslimische Jugendliche treffen können. Denn dann haben die jungen Muslime eine Alternative zur Moscheevereiner-Kultur. Die in Deutschland geborenen muslimischen Mädchen und Jungs sind wie leere Blätter. Man kann sie durch Sozialisation orthodox-islamisch, islamistisch oder demokratisch füllen. Das hängt davon ab, in welcher Umgebung sie sich befinden und wer sie beeinflusst.

Kann der Zentralrat das nicht?

Wie viele Muslime vertritt der Zentralrat? Ich gehe von rund 3,7 Millionen Muslimen in Deutschland aus. Der Zentralrat vertritt einen Bruchteil davon – und der Islamrat noch weniger. Man muss auf der niedrigsten Ebene der Zivilgesellschaft beginnen und nicht oben – und man darf nicht mehr warten. Die Jugendlichen müssen das Gefühl haben, dass sie in Europa zu Hause sind. Dass sie Europäer islamischen Glaubens sind. Dass ihr Glaube respektiert wird. Das geht nicht von heute auf morgen, aber man muss in diese Richtung arbeiten und im Kleinen beginnen.

Würden junge Muslime dieses Angebot annehmen?

Es gibt tatsächlich Konflikte. Jugendliche möchten Freundschaften haben zu Deutschen, aber in vielen Fällen verbieten ihnen das die Eltern oder die *Hodschas* der Moscheen, die Lehrer. Sie pflegen die Freundschaften dann oft geheim. Es gibt Gegenkräfte der Integration. Noch ist meine Strategie Wunschdenken, ich hoffe, dass sie Realität wird. Wenn man die Jugendlichen anspricht, wird

es Kräfte geben, gegen die man kämpfen muss, um ihren Einfluss demokratisch zu neutralisieren.

Wer sind diese Gegenkräfte?

Manche Eltern. Manche Moscheevereine. Islamisten.

Ist man denen gegenüber bisher zu tolerant gewesen?

Genau das. Im Namen der Toleranz ließ man diese Gegenkräfte und ihre Parallelgesellschaften gedeihen. Diese Gegenkräfte sind gegen Integration. Oder diese Gegenkräfte legen Integration anders aus – auf juristische Einbürgerung beschränkt. Der ehemalige Vorsitzende der islamischen Gemeinschaft Milli Görüs, Erbakan, der inzwischen rausgeflogen ist, hat gesagt: Integration sei, wenn man den Muslimen einen deutschen Pass gebe und sie nach der *Scharia*, dem islamischen Recht, leben las-

se. Alles andere sei Assimilation, die er ablehne. Das ist Unsinn, *Scharia* und Grundgesetz sind nicht vereinbar. Ich trete für einen europäischen Islam ein.

Was verstehen Sie darunter?

Europäischer Islam bedeutet, dass einige Dinge des traditionellen Islam in Europa nicht zugelassen werden. Zum Beispiel Polygamie. Lässt man das zu, ist es der erste Schritt zur Einführung der *Scharia*. Ist der zweite dann, das Auspeitschen von Frauen zu erlauben, die uneheliche Beziehungen hatten? Euro-Islam erkennt die Moralität des Islam an, wird aber durch Reform von *Dschihad* und *Scharia* losgelöst.

Wie sähe dann richtige Integration aus?

Integration heißt die Annahme von Bürgeridentität. Wenn ein



„Eine Schülerin kann ein Kopftuch tragen, eine Lehrerin nicht.“

Muslim in Deutschland sagen kann, er habe eine europäische Bürgeridentität, dann ist er integriert. Dies ist mit dem religiösen Glauben des Islam vereinbar und dann auch keine Assimilation, keine Selbstaufgabe. Ich kann im Ramadan fasten, ich kann fünfmal am Tag beten, ich kann meine islamischen Sitten und Bräuche bewahren. Gleichzeitig bekenne ich mich zur Demokratie, zu Menschenrechten, zur Trennung von Religion und Politik. Ich akzeptiere die Regeln der Zivilgesellschaft, ich bin hier nicht fremd. Im Türkischen gibt es ein Wort, *Gurbet*, „Fremde“. Die meisten Türken, die ich kenne, sagen, sie leben in Deutschland in der *Gurbet*. Das muss aufhören. Sie müssen sagen können: Deutschland ist meine Heimat.

Wie weit soll der Westen den Muslimen entgegengehen?

Es gibt eine Grenze der Toleranz. Ich sage den Deutschen: Ihr müsst glücklich sein, dass ihr das Grundgesetz habt. Ihr müsst die Werte dieser Verfassung verteidigen. Und zwar nicht nur gegen Rechtsradikale, sondern auch im Rahmen der Zuwanderung. Die im Grundgesetz verankerten Grundrechte gelten für alle in Deutschland Lebenden – gleich, welche Religion sie haben und aus welcher Kultur sie kommen. Die Misshandlung von Frauen zum Beispiel ist nicht zu tolerieren. Wenn ein Türke auf der Straße geht und seine Frau läuft zwei Schritte hinterher, sieht jeder, dass Frauen wie Menschen zweiter Klasse behandelt werden. Einem Deutschen ist nicht zu erklären, dass das etwas Europäisches an sich hat, dass es Teil der europäischen Kultur sein soll – es ist es eben nicht.

Ist das Kopftuch europäisch?

Im Koran gibt es keine Stelle, die das Kopftuch vorschreibt. Man beruft sich immer auf die Stelle, dass Frauen einen Schal über die Brust ziehen müssen, wenn Fremde eintreten. Nicht über den Kopf. Das Wort „Kopftuch“ kommt nicht vor. Die Befürworter des Kopftuchs interpretieren es in ihrem Sinne, aber es ist eben nur eine von Menschen unternommene Interpretation und die kann man entsprechend annehmen oder ablehnen. Es gibt auch Interpretationen des Islam, die das Auspeitschen von Frauen erlauben. Kann man sich darauf berufen in Deutschland?

Auf der Basis des Grundgesetzes nicht.

Oder dass man einem Dieb die Hand abhacken muss? Das steht im Koran. Aber für Europäer kann das nicht verpflichtend sein. Es gibt Wertekonflikte. Als Muslim, der in Europa Heimat gefunden hat, meine ich: Bei Wertekonflikten müssen die europäischen Werte wichtiger sein. In Deutschland gibt es Landesrecht und Bundesrecht. Wenn das Landesrecht mit dem Bundesrecht in Konflikt tritt, was passiert? Bundesrecht hat den Vorrang. So muss es hier auch sein. Man muss vermitteln und Kompromisse suchen. Aber wenn das nicht mehr geht, müssen die europäischen Werte oben stehen. Zur europäischen Leitkultur gehört die Gleichheit von Mann und Frau. Es haben schon einzelne Muslime in Deutschland geklagt, weil sie den Unterhalt für die Zweitfrau von der Steuer absetzen wollten – und haben Recht bekommen, aus Gründen der Multikulturalität und der Religionsfreiheit. Es sind nur wenige, aber mit Toleranz hat das

nichts mehr zu tun. Das ist Selbstaufgabe der eigenen europäischen Zivilisation.

Konkret: Sollen Lehrerinnen ein Kopftuch tragen dürfen?

Ich habe da eine tolerante Position. In Deutschland kann sich jeder Mensch anziehen, wie er möchte. Auch in der Schule. Eine muslimische Schülerin muss das Recht haben, mit einem Kopftuch in die Schule zu kommen, genau wie sie das Recht hat, mit einem Minirock in die Schule zu kommen. Aber bei Ämtern, die sensibel sind – und die sensibelsten sind das Amt des Richters und das des Lehrers –, müssen die Personen, die sie bekleiden, weltanschaulich neutral sein. Eine Schülerin kann also ein Kopftuch tragen, eine Lehrerin aber nicht.

Warum verurteilt kein prominenter Geistlicher den Terror im Namen des Islam?

Dafür gibt es sowohl tiefere Gründe als auch tagespolitische. Der tiefere Grund ist: Wenn man Muslim ist, steht man zu der *Umma*, der islamischen Gemeinschaft. Gegenüber anderen ist man untereinander solidarisch, das kann auch eine falsche religiöse und ethnische Solidarität sein. Man stimmt mit Bin Laden nicht überein, ist aber gegenüber dem Westen nicht bereit, sich öffentlich von ihm zu distanzieren – weil er ein Muslim ist. Dazu kommt: Distanziert sich ein Muslim öffentlich vom Terrorismus, gefährdet er sein Leben. Es gibt auch Terror innerhalb der islamischen Gemeinde, die in Parallelgesellschaften lebt, die außerhalb der Kontrolle des Rechtsstaates stehen.

Das trifft sogar renommierte Geistliche?

Ja. Ich nenne Ihnen ein prominentes Beispiel: Sheik Moham-

med Sayyed Tantawi, das Oberhaupt der Al-Azhar-Universität in Kairo, hat gesagt, die Franzosen hätten das Recht, ein Gesetz im Sinne des französischen Laizismus, der Trennung von Kirche und Staat, zu erlassen. Er sagte, er würde sich auch von niemandem außerhalb Ägyptens vorschreiben lassen, was er in Ägypten zu tun habe. In diesem Sinne habe die französische Regierung Souveränität über ihr Land, die französischen Muslime müssten das respektieren. Dafür wurde der Sheik in Ägypten öffentlich angefeindet, er wurde bedroht, die islamische Presse hat ihn trotz seiner hohen Autorität verfeimt.

Bei allen Konflikten und Problemen: Was kann der Westen vom Islam lernen?

Im Islam gibt es die *asabiya*. Das bedeutet in etwa so viel wie: Solidaritätsgefühl, Stammesgefühl, Sinn für die Gemeinschaft. Diese *asabiya* ist im Islam stark ausgeprägt – manchmal auch negativ, ich sprach vorhin von falscher Solidarität. *Asabiya* hat im Zivilisationsbewusstsein einen positiven Sinn. Europäer können vom Islam *asabiya*-Bewusstsein lernen.

Was meinen Sie damit?

Wenn ein Nicht-Muslim im Gespräch mit einem Muslim sich dauernd dafür entschuldigt, dass er Europäer ist, alle Schuld für die Konflikte auf sich nimmt, sich und die eigene Kultur schlecht macht, sich so versucht anzubiedern, wird sein Gegenüber nichts sagen, aus Höflichkeit. Aber sobald der Nicht-Muslim weg ist, wird nur mit Verachtung über ihn gesprochen werden. Für Menschen ohne *Asabiya* haben Muslime keinen Respekt.

Wie könnte diese europäische Asabiya konkret aussehen?

Von einer offenen europäischen Identität aus können Europäer besser Brücken zum Islam schlagen. Eine stabile Identität ist eine Voraussetzung für einen Dialog mit den Anderen. Seien Sie offen, seien Sie interessiert. Geben Sie den kleinen Finger, aber nicht die ganze Hand. *Asabiya* bedeutet: „Wir stehen zu unseren Werten und sind stolz auf uns.“ Das muss der Westen deutlich machen.

Auf www.fluter.de: „Das Kopftuch kann ein Bekenntnis sein oder ein Instrument der Unterdrückung.“ Ein Gespräch mit der Islamwissenschaftlerin Christine Schirmacher über die Rolle der Frau im Islam.



Bassam Tibi, 60, ist in Damaskus geboren, Sunnit und deutscher Staatsbürger. Er ist Professor für Internationale Beziehungen an der Universität Göttingen und AD-White-Professor-at-large an der Cornell University, USA. Tibi ist verheiratet und hat einen Sohn. Von ihm erschien zuletzt im Primus Verlag: *Der neue Totalitarismus. „Heiliger Krieg“ und westliche Sicherheit.*



Lisa, 24, lebt in Hamburg. Ihr Vater kam 1976 aus Afghanistan nach Deutschland, ihre Mutter ist Deutsche. Lisa studiert Islamwissenschaft, Politik und Geschichte.

Auf Tuchföhlung

Protokoll: Simone Buchholz // Foto: Achim Multhaupt

Lisa ist jung, deutsch und Muslima.
Sie erzöhlt über sich, ihre Religion und Allahs Urlaub.

Meine Eltern wollten, dass ich die Wahl habe. Sie haben mich weder christlich taufen lassen noch islamisch erzogen. Aber schon seit einiger Zeit fühle ich mich zum Islam hingezogen. Das mag daran liegen, dass ich auf der Suche nach meinen Wurzeln bin. Und dass das Christentum in der Familie meiner Mutter keine große Rolle spielt, der Islam in der Familie meines Vaters dafür aber schon. Mein Vater selbst ist natürlich auch Muslim, aber er lebt seine Religion nicht und beschäftigt sich auch nicht sehr mit ihr. Er hat einmal zu mir gesagt, er sei damals aus Afghanistan weggegangen, weil er „die Nase voll hatte“. Ob er damit den Islam meinte, weiß ich nicht, aber ich weiß, dass er Religionen generell für gefährlich hält. Er geht auch eher ironisch mit gewissen Regeln des Islam um. Wenn er zum Beispiel mal ein Bier trinkt und unser Nachbar dann sagt: „Wenn das Allah sieht!“, erwidert mein Vater immer: „Ach, Allah. Der hat Urlaub.“ Ich habe das Gefühl, im Islam liegt eine ganz besondere Kraft. Ich kann mir das nicht erklären, aber ich spüre eine große Stärke in mir, wenn ich mich damit beschäftige. Vielleicht ist es das, was mich am Islam fasziniert: Ich versuche zu begreifen, worin diese Kraft liegt und

warum ein vermutlich ganz normaler Typ wie Mohammed so eine Welle lostreten konnte. Da muss doch irgendwas dran sein, wenn so viele Leute sich zum Islam bekennen. Und es macht mich traurig, dass der Islam so oft für Fundamentalismus oder gar Terror missbraucht wird, weil manche Muslime denken, dass der Koran das von ihnen verlangt. Das Problem am Koran ist nämlich auch, dass nur ganz wenige ihn verstehen können: Er ist in feinstem Hocharabisch geschrieben, das spricht im Alltag niemand, höchstens Intellektuelle benutzen es. Das Wort „Kopftuch“ zum Beispiel kommt im Koran nicht vor, es heißt nur, die Frau solle ihre Brust oder ihren Hals bedecken. Und für das Wort „schlagen“ gibt es unendlich viele Bedeutungen, die dann am Ende gar nichts mehr mit Gewalt zu tun haben müssen. Ich begreife wirklich nicht, mit welcher Ignoranz und Arroganz manche Menschen den Koran auslegen. Ich habe oft das Gefühl, den Islam deshalb verteidigen zu müssen, denn diese Religion hat es nicht verdient, so missverstanden zu werden.

Komischerweise habe ich gerade im Institut für Orientalistik mit immer mehr Männern zu tun, die das wissenschaftliche Seminar offenbar mit der Teestube verwechseln. Die sitzen

da rum und lassen ihre fundamentalistischen Sprüche ab. Was mir noch auffällt, ist, dass inzwischen sehr viele junge Frauen ein Kopftuch tragen. Das kann aber auch einfach ein Trend sein, ich habe gehört, dass das auch in vielen liberalen islamischen Ländern so ist, es gilt gerade als ziemlich schick. Ich habe das letzten Winter auch mal ausprobiert, nur um zu sehen, wie das ist. Und fand es grotesk, dass sofort alle möglichen Leute ihren Kommentar dazu abgeben mussten. Von „Scheißtürkin“ bis hin zu einer Diskussion über Schweinefleisch war alles dabei. Meine Sache ist das ehrlich gesagt nicht.

Ich weiß noch nicht, wo das alles hinführt, aber ich kann definitiv sagen, dass mein Weg ein Weg zum Islam ist. Zuerst will ich jetzt mal versuchen, den Koran auf Arabisch zu lesen und ihn zu verstehen. Um dann eine wirkliche Muslima zu werden, müsste ich zu einem Imam gehen und mich vor ihm zum Islam bekennen. Das heißt für mich aber noch lange nicht, dass ich mich dadurch irgendwelchen Regeln unterwerfen müsste. Denn ich bin ein frei denkender Mensch und werde nicht automatisch mein Leben komplett ändern, nur weil das vielleicht einer Auslegung des Korans entspricht.

In Deutschland leben etwa 3,4 Millionen Muslime. Muslime, die die Aussprüche und Taten des Propheten Mohammed als verbindlich betrachten, werden Sunniten genannt (von arabisch *Sunna*, Brauch). Muslime, die auch die Aussprüche und Ansichten von Mohammeds Schwiegersohn Ali für maßgeblich halten und Ali auch als geistigen und politischen

rechtmäßigen Nachfolger des Propheten betrachten, werden Schiiten genannt (von arabisch *Schia*, Partei; *Schiat Ali*, Partei Alis). Etwa 80 Prozent der Muslime in Deutschland sind Sunniten, rund 20 Prozent Schiiten. Rund 800 000 der 3,4 Millionen Muslime haben einen deutschen Pass, etwa 13 000 davon sind deutschstämmig.

In islamischen Spitzenverbänden sind etwa 300 000 Muslime organisiert. Es existieren etwa 2400 Moscheegemeinden, die meisten sind an türkisch-muslimische Dachorganisationen angeschlossen. Das Bundesamt für Verfassungsschutz geht in Deutschland von etwa 32 000 Personen aus, die in 209 islamistische Organisationen fest eingebunden sind. Rund 3000

Muslime, weniger als 0,1 Prozent der deutschen Muslime, gelten als gewaltbereit. Etwa 200 gelten als terroristische „Gefährder“.

Buchtipp zum Islam unter:
www.fluter.de/flutlicht
Informationen zum Islam unter:
www.bpb.de
www.islam.de
www.qantara.de



*Pilgerinnen am Schrein von Imam Ali, dem Schwiegersohn und Cousin des Propheten Mohammed.
Die Ermordung Alis im Jahr 661 war die Geburtsstunde der schiitischen Glaubensrichtung.*

Nächste Haltestelle: Islam

Text: Susanne Fischer

Im Irak ist nach dem Sturz des Diktators Saddam Hussein noch keine von der Mehrheit akzeptierte Ordnung geschaffen worden. In diesen unsicheren und unberechenbaren Zeiten besinnen sich immer mehr junge Iraker auf das, was ihnen für ihr Leben am ehesten als Stütze in Frage zu kommen scheint: den Glauben.



Schiiten feiern in der nordirakischen Stadt Kerbela den Jahrestag des Todes von Imam Hussein bin Ali, Enkel des Propheten Mohammed. Kerbela war 680 n.Chr. Schauplatz einer blutigen Schlacht, die die Spaltung des Islam in Sunniten und Schiiten letztendlich zementierte.

Es gibt Tage, an denen verwünscht Ammar al-Dschanabi seinen Charakter. Und auch seine islamische Erziehung, die ihm bedingungslosen Respekt gegenüber den Eltern gebietet. Wäre der 31-Jährige egoistischer, säße er jetzt in Dubai in einem modernen Apartment, hätte Strom rund um die Uhr und Frieden vor der Tür. Er würde als Verkaufsmanager bei Sony arbeiten, hätte eine Freundin und würde sich für Religion allenfalls am Rande interessieren.

Doch Ammar ist ein guter Sohn. Deshalb lebt er wieder in Bagdad, in jener Stadt, die er im Jahr 2001 fluchtartig gen Dubai verlassen hatte, nachdem ihn der Geheimdienst der Konspiration gegen das Regime von Saddam Hussein verdächtigt hatte. Als der Krieg kam, wollte er, der einzige Sohn, seine Eltern nicht allein lassen. Also zog er wieder zu Hause ein und auch sonst hat sich im Leben des zuvor eher den profanen Freuden zugewandten jungen Ingenieurs vieles verändert.

Noch bevor er morgens aufbricht zum Sheraton-Hotel im Zentrum Bagdads, wo die US-Firma residiert, für die er seit ein paar Monaten arbeitet, rollt er im Garten seinen Gebets-teppich aus und verneigt sich zur Andacht im Morgengrauen gen Mekka. Ein Ritual, das er, an unterschiedlichen Orten, noch viermal am Tag wiederholt. Jeden Freitag geht er in die sunnitische Moschee in seinem Stadtviertel Yarmouk und im Fernsehen zapft er nicht gleich weiter zu *Friends* oder MTV, wenn er einen der örtlichen Prediger sieht. Anders als den meisten irakischen Politikern, die er für korrupt und von den Amerikanern ferngesteuert hält, gesteht Ammar den Imamen eine hohe moralische Autorität zu. Sie sind, neben seinem Vater, die einzige Instanz, die er akzeptiert.

Als nach dem Einmarsch der Amerikaner im Irak alles kollabierte, es den alten Staat nicht mehr gab und auch noch keine neue vom Volk akzeptierte Regierung, waren es die Imame in den Moscheen, die im Chaos einen Rest

von Halt boten, die Wasser, Medikamente und Lebensmittel verteilten, noch bevor die ersten Amerikaner aus ihren Panzern gekrabbelten waren. Schnell tauchte an den Wänden die Parole „Islam ist die Lösung“ auf – ein Slogan, den 1928 zuerst die ägyptische Muslimbruderschaft verwendete, mit einer Botschaft, die vielen im Irak aktueller erscheint denn je: Durch die strenge Befolgung islamischer Prinzipien könne die imperialistische Herrschaft des Westens abgewehrt und eine gerechte und wohlhabende Gesellschaft aufgebaut werden. „In Dubai habe ich fast nie gebetet, schon gar nicht fünf Mal am Tag“, erinnert sich Ammar an sein bis vor kurzem noch sehr weltlich geprägtes Leben wie an eine ferne Zeit, „ich war so mit anderen Dingen beschäftigt, die Religion hatte keinen Platz in meinem Leben. Aber hier, inmitten all der Unsicherheit, ist das anders.“ Schritt für Schritt beansprucht der Islam eine größere Rolle in Ammars Leben – als sei er nicht nur in den Irak, sondern auch in seine muslimische Identität zurückgekehrt.

Zwar eint die Präsenz ausländischer Truppen die im Irak lebenden Menschen als „Iraker“ – doch die Oberfläche täuscht.

Der Islam ist immer eine Religion gewesen, die das politische und soziale Leben seiner Anhänger – gemäß dem Glaubenssatz *Din wa Daula*, Glaube und Staat – stark geformt und bestimmt hat. In einem Land, in dem jede staatliche Ordnung zusammengebrochen und eine neue noch nicht einmal in Ansätzen sichtbar ist, bietet der Islam gerade jungen Menschen verbindliche Regeln, Halt, einen Kompass durch die verwirrende neue Zeit.

Bevor Ammar seine Arbeit als Bauingenieur aufnahm, ging er zum Imam seiner Moschee und fragte, ob es in Ordnung sei, für eine amerikanische Firma zu arbeiten. Der Imam befand: Nein, sei es nicht, „das ist so, als würdest

du indirekt für die US-Truppen arbeiten, du bringst dein Leben in Gefahr“. Ammar war hin- und hergerissen. Wochenlang rang er mit sich, versuchte, mit seinem Gewissen zu klären, was patriotischer sei: dem Gebot des Widerstands – und seines Imams – zu folgen und jede Kooperation mit den Amerikanern zu verweigern oder durch sein Know-how den Wiederaufbau voranzubringen. Er entschied sich, auch mangels wirtschaftlicher Alternativen, für den Wiederaufbau. Mit zwiespältigen Gefühlen: Während des gesamten ersten Jahres nach dem Krieg hatte er nicht einem einzigen Amerikaner die Hand gegeben. Und je länger die Besetzung des Irak durch die amerikanischen Truppen und deren Verbündete andauert, umso intensiver setzt sich Ammar damit auseinander, wer er eigentlich ist, wie er dem Westen gegenübersteht, wo seine Wurzeln liegen.

Dass er sich dabei zunehmend auf seine sunnitische Identität besinnt, ist kein Zufall. Zwar eint die Präsenz ausländischer Truppen die im

Irak lebenden Menschen als „Iraker“ – doch die Oberfläche täuscht. Beim geringsten Druck zerfällt das scheinbar einig Volk in Sunniten, Schiiten und Kurden.

Mangels anderer Orientierung besinnen sich viele Iraker auf ihren Clan, ihren Stamm – und ihren Glauben. „Sunniten sind Ungläubige“, raunt es im Schiitenviertel Qadhimiya. „Schiiten schlafen mit ihren Schwestern“, wispert es im Sunnitenviertel Adhamiya. Verloren geht, wie leicht die Glaubensfrage vor dem Krieg wog. Im Innenstadtviertel Karrada heißt eine Moschee „Jesus, Sohn von Maria“, umgekehrt gingen noch zum letzten Weihnachtsfest auch Schiiten in die Kirche: „Ich



Oben: Irakische Kinder vor einem Militärfahrzeug der US-Armee. Unten: Junge Iraker in Nadschaf.

liebe Weihrauch, diese ganze Feierlichkeit“, sagte die fünfzigjährige Samira, die sogar einen geschmückten Weihnachtsbaum in ihrer Wohnung hatte. Doch das friedliche Nebeneinander hat gelitten. Nach mehreren Anschlägen auf christliche Kirchen haben in den letzten Monaten einige Tausend der insgesamt etwa 750 000 Christen das Land verlassen.

Für die Identitätsstiftung taugt der Islam im unübersichtlichen Irak gleich in zweifacher Hinsicht – zur Abgrenzung gegenüber den „ungläubigen Amerikanern“, die auf islamischem Boden nichts zu suchen hätten, aber auch zur Positionierung in der eigenen Gesellschaft. So fürchten die Sunniten, die unter Saddam Hussein die herrschende Klasse stellten, in einem demokratischen Irak von der schiitischen Zweidrittelmehrheit unterdrückt zu werden.

Die Schiiten hingegen betonen ihre Identität, die sie unter Saddam aus Angst vor Verfolgung so lange unterdrücken mussten. „Jahre-

Großbildschirmen Szenen aus der Altstadt von Nadschaf, wo sich Tausende Gläubige um die heiligen Stätten drängen, religiöser Gesang erfüllt den Saal, in dem eigentlich medizinische Bücher verkauft werden sollen. Stattdessen gibt es Werke wie *Das richtige Benehmen für Mädchen im Islam* oder *Die Ethik der islamischen Familie*. Und die Studenten und Studentinnen kaufen eifrig.

Der Handel mit der Religion blüht. Auf den Plätzen vor den Moscheen breiten bärtige Männer Tücher aus, vor denen sich wiederum bärtige Männer sammeln. Geldscheine wandern hin und her, Tüten werden überreicht, aus der Ferne wirkt das Treiben wie ein großer Flohmarkt. Gehandelt wird jedoch nur eine Art von Ware: schiitische Devotionalien. Seit die Iraker nicht mehr gezwungen sind, das Antlitz Saddams zu verallgegenwärtigen, lassen sich mit Porträts religiöser Autoritäten gute Geschäfte machen. Neue Poster will das Land. Zwischen den

Miliz“. Al-Sadr rekrutiert seine Anhänger und Gefolgsleute größtenteils unter den armen und arbeitslosen Schiiten – in Bagdad vor allem aus dem Armenviertel Sadr-City, das nach seinem Vater benannt wurde. Die Messias-Miliz leistet den US-geführten Truppen in Sadr-City und in den schiitischen Städten im Süden des Iraks Widerstand. Andere Mädchen mögen ihre Zimmer mit Robbie Williams oder Leonardo Di Caprio schmücken – Samiras Idol heißt Muktada al-Sadr.

Die junge Schiitin, die mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in einer heruntergekommenen Baracke in Sadr-City wohnt, hat sich ganz der Religion verschrieben. Wenn sie das Haus verlässt, verhüllt sie sich nicht nur von Kopf bis Fuß, sondern auch noch ihr Gesicht. Jetzt dürfe sie das endlich, freut sie sich, als bereite es ihr großen Spaß, bis auf einen Augenschlitz in schwarzes Tuch gehüllt herumzulaufen. „Unter Saddam hätte ich mich, so konservativ gekleidet, verdächtig gemacht.“ Jeglicher Popmusik hat sie abgeschworen, stattdessen hört sie Korangesänge, die auf jedem Markt verkauft werden. Um mehr über den Islam zu erfahren, hat sie sich in der Moschee für einen Kurs in religiösen Studien angemeldet. „Ich will mein Leben Muktada widmen, er zeigt uns den richtigen Weg.“ Dass für ihr Idol der Islam vor allem ein Weg zur Macht ist, will sie nicht hören. Für sie ist er ein Held, der sich um die Armen und Machtlosen kümmert, ihm folgen die Jungen aus den Elendsquartieren, die Verlierer der neuen Zeit. Den Mitgliedern seiner privaten Armee, der Messias-Miliz, bietet er eine Waffe und ein Einkommen – für manchen in diesen unübersichtlichen Zeiten schon zwei gute Gründe, zu Gott zu finden.

Die Autorin hat von Oktober 2003 bis Mai 2004 im Irak gelebt und soeben, zusammen mit dem „Stern“-Korrespondenten Christoph Reuter, ein Buch veröffentlicht: „Café Bagdad. Der ungeheure Alltag im neuen Irak“, Bertelsmann, 2004.

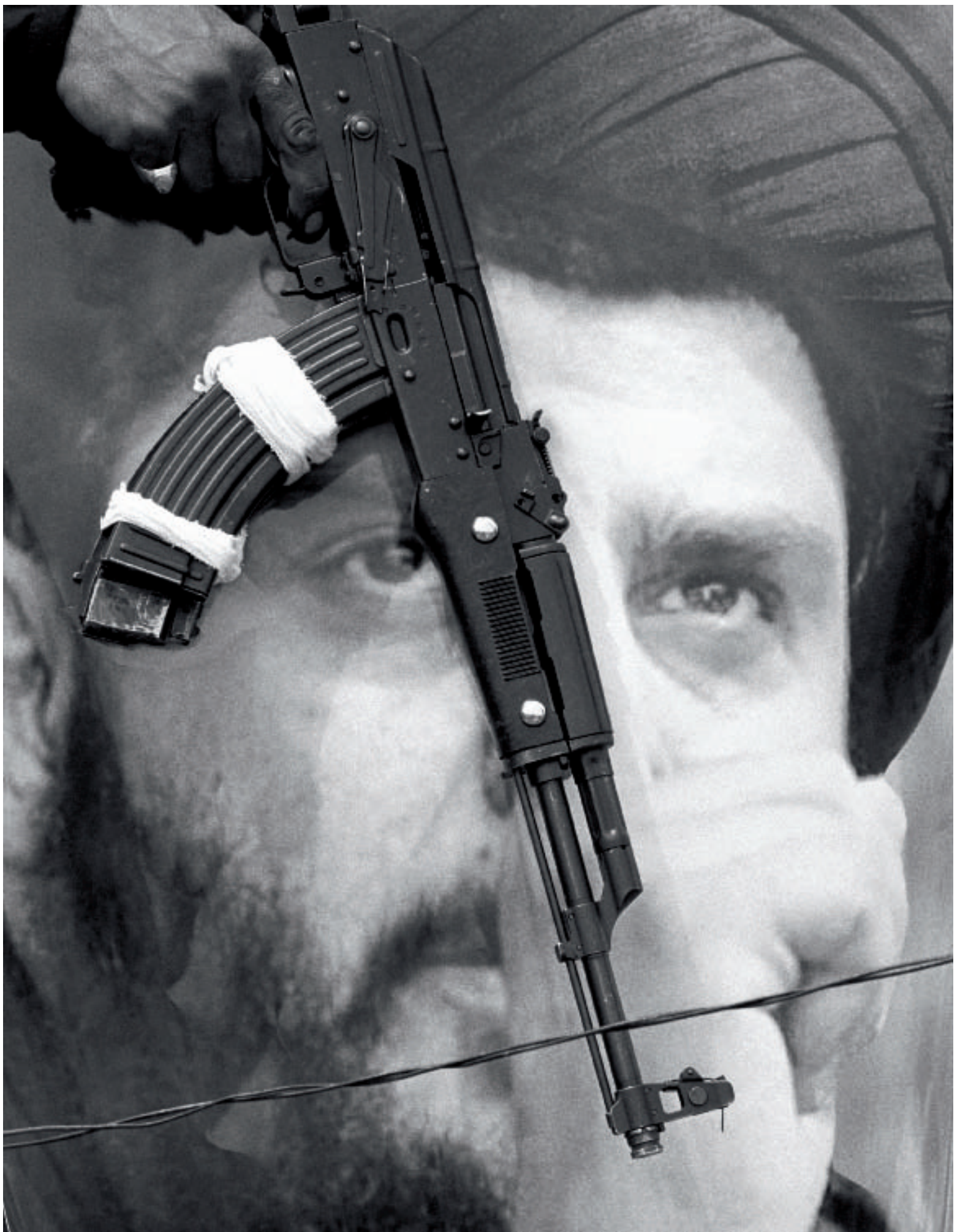
Islam als Identitätsstifter: Zur Abgrenzung gegenüber den „ungläubigen Amerikanern“ und zur Positionierung in der irakischen Gesellschaft.

lang durften wir unsere Religion nicht frei ausüben“, sagt ein Medizinstudent, der auf einer Buchmesse an der Bagdader Universität eine CD mit schiitischen Predigten erworben hat. „Jetzt kommt alles an die Oberfläche.“ Zwar hatte Saddam nach dem Golfkrieg 1991 zur Stärkung seiner Position eine „Islamisierungskampagne“ gestartet und Gläubigkeit quasi zur Bürgerpflicht erhoben. Die von der Macht ausgeschlossenen Schiiten aber durften ihre religiösen Rituale, wie etwa das Pilgern zum Schrein des Imams Ali in Nadschaf, nicht praktizieren. Umso inbrünstiger werden diese jetzt öffentlich vollzogen.

Auf der Buchmesse in Bagdad laufen auf

überwiegend greisen Gesichtern der diversen Ayatollahs sticht ein jugendlicher Kopf ins Auge, mit schwarzem Bart und schwarzem Turban: Muktada al-Sadr. Wie ein Popstar sieht er nicht gerade aus, trotzdem findet das milchige Rundgesicht reißenden Absatz – auf Postern, Wandtellern, Postkarten.

Mit halb anhimmelndem, halb ehrfürchtigem Blick lässt die 20-Jährige Samira Hussein ihre Augen über das pausbäckige Antlitz des radikalen Schiitenpredigers wandern. Al-Sadr, jüngster Sohn des 1999 von Saddam Hussein ermordeten und hochangesehenen Ayatollahs Mohammed Sadek al-Sadr, ist Anführer der so genannten Al-Mahdi-Armee, der „Messias-



Muktada al-Sadr, Anführer der „Messias-Miliz“.

Die Lebensschmiede Text: Christoph Leischwitz // Illustration: Paso

Woran glauben Menschen, die nicht an Gott glauben? An sich zum Beispiel, daran, dass sie ihr Leben selbst in der Hand haben. So wie die JuHus.



Natürlich trifft Pepsi Enke manchmal auf Menschen, die sie missionieren wollen. Wie der ältere Herr mit der Baskenmütze, der eines Tages am Infostand der Jungen Humanisten auftauchte. Zunächst sagte er gar nichts, er blickte nur skeptisch auf die Wand mit dem Slogan: „Jugendfeier – eine Alternative zur Konfirmation“. Erst als Pepsi ihn ansprach, legte er los. Ob sie denn wirklich nicht an Gott glaube, fragte er. Nein, sie glaube nur an das, was beweisbar ist. Aber die Existenz Gottes sei doch bewiesen, fuhr der Mann fort, und überhaupt, sie habe sich versündigt, wie sowieso die ganze Jugend. Sie solle auf den richtigen Weg zurückfinden und

sich erlösen lassen. Das Gespräch dauerte eine Stunde, dann war dem Mann klar, dass auch Pepsi einen festen Glauben hat und dass dieser Glaube mit seinem einfach nicht kompatibel ist.

Vier Jahre früher, bevor Pepsi zu den Jungen Humanisten (JuHus) kam, hätte sie solch ein Gespräch wohl noch aus der Bahn geworfen. Doch die 17-Jährige sprüht heute vor Selbstbewusstsein. „Ich glaube an mich“, sagt sie, und darüber hinaus an alles, was naturwissenschaftlich beweisbar und zu sehen ist. Für einen großen Teil der Bevölkerung mag das zu wenig sein, für die JuHus ist es genug. Pepsi heißt eigentlich Persephone und berei-

tet sich zurzeit auf ihr Abitur in Deutsch und Geschichte in Hannover vor. Ihr Vorname verrät, dass ihre Familie nicht gerade tief christlich geprägt ist. Geboren ist sie in Sachsen-Anhalt, und selbst die unreligiösen DDR-Behörden ließen sich nur schwer von der Idee der Mutter überzeugen, die eigene Tochter nach einer Tochter des Zeus zu benennen. Dass viel früher einmal, vor 500 Jahren, die Idee des Humanismus auf einem Idealbild der Antike aufbaute, spielte für die Mutter dabei aber kaum eine Rolle: „Ihr hat der Name einfach gefallen“, sagt Pepsi.

Übrig geblieben ist aber eine freigeistige Haltung, gelebte Aufklärung abseits des Mainstream. Vor allem aber ist die Idee des Humanismus im frühen 20. Jahrhundert ein Sammelbecken für Atheisten geworden. Der Bundesverband der Humanisten veröffentlichte vor drei Jahren einen Text mit Namen *Selbstverständnis* – keine Doktrin, keine feste Weltanschauung, bestenfalls ein Denkrahmen, der absichtlich groß gehalten wurde. Der Text liest sich wie ein kommentiertes Grundgesetz: für Menschenwürde und -rechte, für die Gleichberechtigung von Mann und Frau und gegen alles, was der freiheitlich-demokratischen Grundordnung widerspricht. Nur: Ein Gott hat in dieser von der Aufklärung geprägten Vorstellung eben keinen Platz. Jeder ist seines Glückes Schmied, deswegen soll jeder zum eigenen Denken animiert werden. Gerade in der Jugendarbeit wird die Erziehung zum Individualismus besonders wichtig. „Wenn einer sagt: ‘Ich glaube nicht an Gott’, dann reicht mir das noch lange nicht.“ Jürgen Steinecke ist der Bundessprecher der JuHus und leitet seit elf Jahren die Jugendgruppen der JuHus in Niedersachsen. „Den Jugendlichen soll deutlich gemacht werden: Ihr seid für euch selbst verantwortlich, geht kritisch durchs Leben. Ich will gar nicht, dass sie unbedingt mehr wissen. Aber sie sollen mehr fragen.“

Auch auf die „Gefahr“ hin, dass darauf einige doch noch religiös werden. „Wir sind da tolerant“, sagt Pepsi, die auch schon Jugendgruppen betreut. „Ich freue mich ja für jeden, der seinen Glauben gefunden hat.“

Aber gerade durch die Abgrenzung zur Kirche, die den Glauben vorgibt, besteht unter den JuHus ein Bedürfnis nach Ritualen, nach einer atheistischen Alternative zu Konfirmation oder Firmung. Der Humanistenverband bietet Namens-, Hochzeits- und Sterbefeiern an, die JuHus die Jugendfeier. Die Zeremonie ist eine ungezwungene Mischung aus einem bunten Abend und Besinnungstagen. Nach mehreren Vorbereitungstreffen, die einem Firm- oder Konfirmandenunterricht sehr ähnlich sind, ist das Prozedere auch nicht viel länger als ein Kirchenbesuch. Die Verwandten sitzen im Publikum, Künstler und Festredner treten auf, bisweilen auch recht prominente Politiker. Unter anderem sprachen Renate Künast und Gregor Gysi auf diesen Feiern. Trotzdem sollen die Noch-Kinder den größten Teil des Abends selbst gestalten. Am Ende wird den 13- bis 15-Jährigen ein Buch überreicht (*Zwischen nicht mehr und noch nicht*, eine Essaysammlung zu Problemen der Gesellschaft), eine Urkunde, für die Mädchen gibt es noch eine Blume. Ein gemeinsames Foto, das war's. Bis zu 10 000 Kinder nehmen pro Jahr in ganz Deutschland teil.

Bei der Jugendfeier wird mit niemandem ein Bund geschlossen und niemand wird in eine Gemeinschaft eingeführt. Trotzdem ist sie für viele der Anlass, sich weiter bei den JuHus zu engagieren. Sie werden schon wenig später zu Gruppenleitern ausgebildet und organisieren selbst die Jugendfeiern und Feriausflüge.

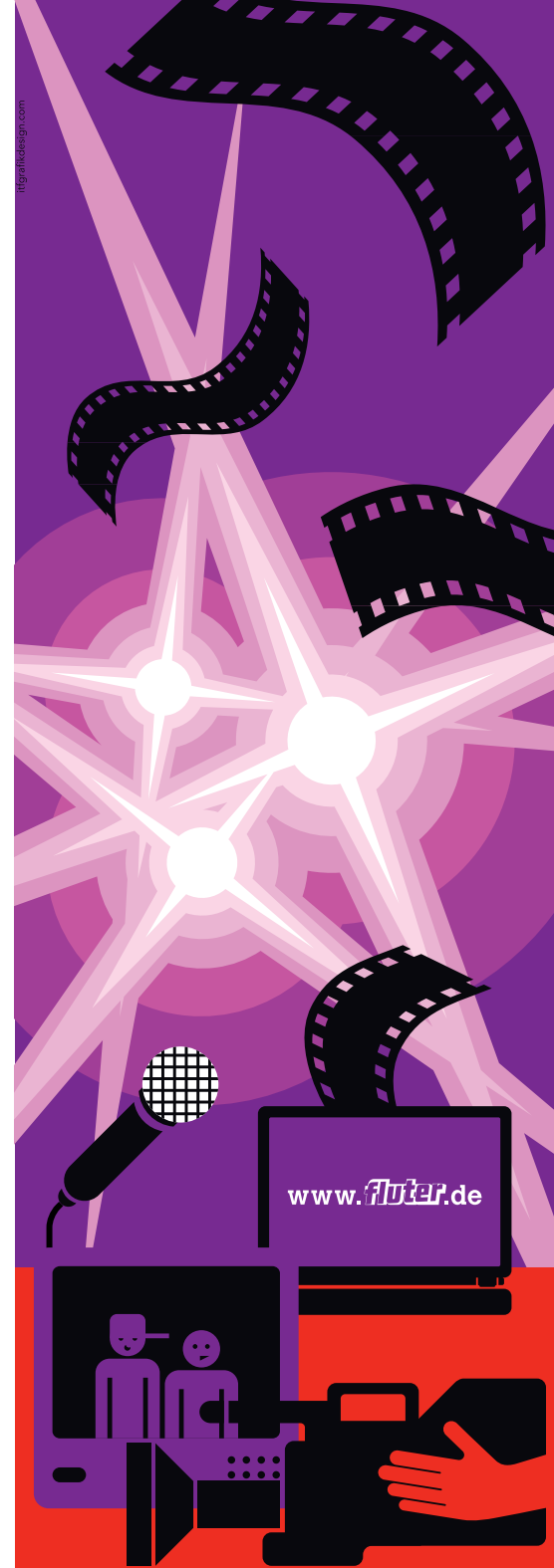
Wer glaubt, dass daraus eine eingeschwo-

rene Gemeinschaft wird, kennt die Humanisten schlecht. Klar, Freundschaften ergeben sich, aber auch innerhalb der Gruppe will niemand den anderen von irgendetwas überzeugen. Und schon gar nicht wird etwa auf die Kirche geschimpft. „Ich bin nicht bei den JuHus, um mein Weltbild auszuleben. Jeder lebt nach seinen Vorstellungen, auch privat“, sagt Jana Kammerhoff vom Tellkampf-Gymnasium in Hannover.

„Das Weltbild wird bei den JuHus wirklich nicht oft thematisiert“, hat auch Carolin Buinevicius beobachtet, die als Honorarkraft in Nürnberg die Jugendfeiern vorbereitet. Aktuelle Probleme werden in den Gruppen diskutiert, Rechtsradikalismus, Aids, und vieles mehr. „Die JuHus sind aber einfach nur ein Treffpunkt für unreligiöse Menschen.“ Nicht mehr und nicht weniger.

Wie viele JuHus im Geiste in Deutschland leben, weiß niemand. Die Mitglieder zu zählen dürfte genauso viel Sinn machen, wie jedes Kirchenmitglied für einen wirklich gläubigen Menschen zu halten. Sicher ist nur, dass sich dank der Jugendweihetradition aus DDR-Zeiten mehr Jugendliche in den neuen Bundesländern zu Jugendfeiern anmelden. Doch viele haben dazu gar nicht die Möglichkeit. Die wenigen Landesverbände müssen wegen Mitgliederschwind immer wieder Zwangspausen einlegen – obwohl den JuHus sehr viel Sympathien zufliegen. Bundessprecher Steinecke weiß, dass es eben die erwünschte Freigeistigkeit ist, die gleichzeitig Grenzen setzt: „Das sind alles so große Individualisten, die sind sehr schwer zu organisieren.“

www.humanismus.de mit Links zu allen Landesverbänden der JuHus



fluter-TV geht mit dir auf Sendung von der Berlinale 2005. Bewirb dich jetzt!

fluter.de sucht Reporter/innen.
Vom 10. bis 14. Februar 2005 kannst du:
- Filmbeiträge für **fluter-TV** produzieren
- lernen, wie du Interviews führst
- Online-Journalist/in werden
- mit der **fluter-Redaktion** abhängen

Maile deine Bewerbung an: community@fluter.de
Einsendeschluss: 7. Januar 2005

Geisterstunden

Wenn ein Koreaner einen Rat braucht oder eine Bitte hat, fragt er manchmal seine toten Verwandten. Besser gesagt: Er lässt fragen. Und zwar von jemandem, der sich damit auskennt – einem Schamanen.

Text und Fotos: *Matthias Eggert*

Hy-sun Jeung trägt einen alten Mann mit weißem Bart in sich. Sagt sie. Als sie zwanzig Jahre alt war, sei er über sie gekommen. Die 45-Jährige ist eine *Mudang*, eine Schamanin. Eine, die man in Deutschland als Esoterik-Tante abstempeln würde. Eine, die in Korea geachtet ist und dort genauso zur Religion gehört wie der buddhistische Mönch oder der

christliche Pastor. Ihr Arbeitsplatz ist der Schamanentempel am Mount Sangaksan in Südkoreas Hauptstadt Seoul, 15 Minuten von der Stadtmitte entfernt. Hier fließt das *Ki*, die spirituelle Energie, besonders gut. Sagt sie.

Hy-sun Jeung wird diese Nacht für eine Unternehmerin die Geister der verstorbenen Verwandten beschwören, damit die Geschäfte

dieser Frau wieder besser laufen. Prinzipiell möglich wäre auch eine Beschwörung regionaler Gottheiten, von Naturgeistern oder verstorbenen koreanischen Helden, aber diesmal sollen es die Verwandten sein. Ihre schwarzen Haare hat die Schamanin streng nach hinten gebunden. Sie trägt abwechselnd eine goldene und eine rote Pluderhose, dazu einen

grünen Umhang, bestickt mit Drachenfiguren und Kranichen. Es ist üblich, dass sich die Schamanen während einer Zeremonie oft umziehen.

Zu Hy-sun Jeung kommen Menschen aus allen Schichten und Glaubensrichtungen: Christen, Buddhisten, Konfuzianer, Atheisten – Hauptsache, sie glauben an die Geister. Der Glaube an einen

Geld und Speisen sollen die Geister gnädig stimmen.



Gott oder eine höhere Macht bleibt davon unberührt; die Geister existieren nebenher. In Korea werden sie durch den Schamanen gerufen, egal ob es um Einschätzung des Schwiegersohnes, Heilung oder bessere Geschäfte geht. In einem Zimmer der Tempelanlage ist alles für die Ahnen der Unternehmerin angerichtet. Über dem Altar hängen Girlanden, wie sie in Deutschland im Karneval verwendet werden. Räucherstäbchen verbreiten einen süßlichen Duft, der hellbraune Linoleumboden ist warm von der Bodenheizung. Nimmt man als Maßstab die Opfergaben, muss die Unternehmerin sehr viele tote Verwandte haben, die sehr hungrig sind und gesundes, liebevoll präpariertes Essen mögen. Auf dem Altar, der etwa zweimal so lang ist wie ein Bett, türmen sich Teller mit Äpfeln, Mandarinen und Birnen. Daneben sind Bananen mit aufgespießten Cocktailtomaten und große Reisscha-

len angerichtet. In der Mitte recken drei getrocknete Fische ihren Körper in die Luft. Fast so, als beschützten sie den Schweinekopf, der mit halb geöffnetem Maul freundlich guckt. Während Hy-sun Jeung monoton auf ihre Trommel schlägt und dabei singt, sirrend und vibrierend, immer in der gleichen Tonlage, herrscht in dem Zimmer eine Atmosphäre wie in einem Warteraum auf einem Bahnhof. Andere Schamanen und Helfer, die an diesem *Kut* teilnehmen – so nennt man die Zeremonie – teilnehmen, reden, lachen, gehen und kommen wieder. Ein Handy klingelt. Energy-Drinks werden verteilt und getrunken. Jemand rülpst. Das Neonlicht schluckt das Kerzenlicht, an der Tür zieht es kalt herein. Öfter als nur einmal mahnt Hy-sun Jeung mit strengem Blick zu mehr Ruhe, während die Unternehmerin neben ihr betet und dazu aufsteht, niederkniet, immer wieder. Lange hält sie nicht durch

und muss zwischendurch eine Zigarette rauchen. Es ist diese Atmosphäre, die dafür sorgt, dass die Zeremonie befremdlich bleibt. Selbst ein christlicher Gottesdienst mit lautem Halleluja ist dagegen meditativ, von der Friedlichkeit in einem buddhistischen Tempel ganz zu schweigen. Selbst wenn man an die Geister glaubt, bedarf das, zumindest während dieser Zeremonie, großer Konzentration. Die Schamanen wechseln sich mit der Beschwörung ab. Hy-sun Jeung und ein Schamanenkollege schlagen die Trommel, die dritte *Mudang* tanzt und singt. Es kommt vor, dass sich Schamanen so sehr in einen Rausch tanzen, dass sie auf scharfen Klängen tanzen oder mit diesen über ihre Zunge fahren können, ohne sich zu verletzen. In dieser Nacht passiert das nicht. In dieser Nacht passiert aber das andere Übliche: Es fließt Geld, immer wieder. Einmal streicht eine *Mudang*-Kollegin von Hy-sun

Jeung mit einem Fächer über die Wangen der Unternehmerin, über deren Schultern, wedelt ihr zu und hält ihn danach wie einen Teller auf. Ein anderes Mal muss sie Geldscheine in das Maul des Schweinekopfes stecken, der daraufhin aus ein paar Meter Entfernung aussieht, als ob er gerade eine Zeitung zu Herrchen bringen will. Die Schamanen in Korea leben von diesem Geld, rund 100 000 von ihnen gibt es insgesamt. Bekannte Schamanen können für einen *Kut* problemlos 2000 bis 3000 Euro verlangen. Die Unternehmerin hat für ihre Zeremonie umgerechnet 2640 Euro gezahlt. Von acht Uhr abends bis halb sechs Uhr in der Früh haben Hy-sun Jeung und die anderen Schamanen die Geister für sie beschworen. Ob es etwas gebracht hat? Um das beurteilen zu können, muss die Unternehmerin abwarten. Von heute auf morgen können auch die Geister nichts bewegen.

Schamanen vor der Zeremonie.





Andachtsnische in einem Privathaus.

Reise ins Ich

Für die Fragen „Was ist Glauben?“ und „Wann ist jemand gläubig?“ ist es unmöglich, allgemeine Definitionen zu finden. Schon eine sehr persönliche Antwort ist schwierig. Unser Autor hat es trotzdem versucht.

Text: Roland Schulz // Fotos: Paul Kranzler, Susanne Wegele

Für verrückt gehalten zu werden ist einfacher, als ich dachte – ich muss nur aus dem Kloster erzählen. Wenn ich erzähle, welche hässliche Musik ich schon mal gut fand, welche dumme Mutprobe ich schon mal gemacht oder welche Drogen ich schon mal probiert habe, kann ich sicher sein, dass jemand sagt: Hey, klar, kenn ich, versteh ich. Wenn ich aber erzähle, dass ich schon zweimal in ein Kloster gegangen bin, um mit den Mönchen ein paar Tage lang zu beten, schauen mich die meisten an, als sei ich vollkommen verrückt. Wenn sie damit fertig sind, stellen sie eine lustige Frage: Glaubst du denn dann auch, so wirklich? Ja, mache ich. Ich glaube an Gott. Wirklich.

Wer es genau wissen will: Meine Schuhgröße ist 45, ich spreche Englisch besser als mein Vater, rauche, seitdem ich 17 war und war am Samstag das letzte Mal aus, in München, da lebe ich. Und ich glaube. Ich kann daran nichts Seltsames finden. Denn ich glaube auch, dass jeder Mensch glaubt – obwohl das kaum einer von sich sagen würde: Ich bin gläubig. Glaube heißt für mich, dass zwei Dinge in meinem Leben eine große Rolle spielen, die eigentlich nicht so richtig zusammen-

passen: Zweifel und Gewissheit. Der Zweifel, das ist das, was mich manchmal überfällt, irgendwo, irgendwann, ganz plötzlich, und mich mein Leben in Frage stellen lässt: Was zum Kuckuck mache ich hier eigentlich? Schon klar: Ich schlafe, esse, lerne, arbeite, treffe Freunde, verdiene Geld, gebe es wieder aus und tausend Dinge mehr – aber ist das alles? Na, hoffentlich nicht. Mich erschreckt die Vorstellung, mein Leben nur als Summe aller Sachen zu begreifen, die ich jeden Tag so ma-

**„Bin ich deswegen seltsam?
Möglich. Aber wenn ja, dann nicht
mehr als jeder andere.“**

che. Das wäre mir zu wenig. Ich sehne mich nach mehr. Ich weiß nicht, wie man dieses Mehr im Leben nennen sollte. Sinn? Bedeutung? Keine Ahnung. Ich weiß nur, dass die Sehnsucht nach diesem Mehr im Leben vom Zweifel kommt. Und den kenne ich. Mal ist er winzig klein, mal riesig groß, aber immer ist er da und stellt Fragen: Lebe ich gut, lebe ich schlecht? Handle ich richtig, handle ich falsch? Bin ich zufrieden? Glücklich? Gott hat mir noch keine einzige

dieser Fragen beantwortet. Ehrlich gesagt bezweifle ich auch stark, dass er das jemals machen wird. Aber er hat mich mit diesen Fragen über das Leben nie alleine gelassen. Das ist die Gewissheit, die ich habe: Ich bin nicht allein. Er ist bei mir. Das klingt jetzt vielleicht seltsam und komisch, aber es ist so: Ich glaube daran, dass Gott alle Zeit da ist – und den Menschen Halt gibt. In Zeiten des Zweifels, da besonders, ist jedenfalls bei mir so, aber sonst auch. Ich kann das nicht beweisen, ich

kann das nicht erklären, ich kann das nicht demonstrieren. Aber wenn ich bete, am liebsten frei, fühle ich es. Wenn ich in eine Kirche gehe, am besten eine leere, rührt es mich. Wenn ich in der Bibel lese, meistens die Psalmen, spüre ich es. Bin ich deswegen seltsam? Möglich. Aber wenn ja, dann nicht mehr als jeder andere. Ich habe einen Freund, der hat die Bibel das letzte Mal wirklich wahrgenommen, als „Pulp Fiction“ im Fernsehen kam – aber er geht jedes Weihnachten in die Kirche.

Das ist ihm wichtig, ein Gottesdienst an Heiligabend. Er sagt, dass er die Atmosphäre mag, das Singen, das Beten, genau könne er es aber irgendwie auch nicht erklären. Ich weiß von Leuten, die sich über Madonna lustig machen, wegen ihres Wechsels vom Katholizismus über ein paar andere Stationen zur Lehre der Kabbala – und Yoga großartig finden, seitdem ihnen autogenes Training nichts mehr gibt. Irgendwas müsse man ja machen, sagen sie, so zum Ausgleich, und Yoga sei wirklich prima, um runterzukommen und sich klar zu werden. Ich kenne Menschen, die Glaube abscheulich finden, weil sie unter Glaube das verstehen, was George W. Bush so penetrant zur Schau stellt – aber sie erzählen, wie ergriffen sie waren, als nach dem 11. September die Kirchen voll waren und sie mittendrin. Das sei schon irgendwie schön gewesen, sagen sie, gerade in dieser Situation, und dass sie nie gedacht hätten, dass sie mal in die Kirche gehen könnten. Ich habe sogar Menschen erlebt, die Glaube für ein Hirngespinnst halten und sagen, dass sie Atheisten sind – und auf einmal, nach einem Augenblick der Angst, nachdem sie einen Unfall hatten oder sehr krank waren zum Beispiel, von einer höheren

Kraft sprechen oder gleich von Schutzengeln. Es sei schon komisch, sagen sie dann, aber irgendwie hätten sie das Bedürfnis gehabt, irgendetwas oder irgendjemanden anzurufen, sich ihm anzuvertrauen, zu bitten. Aber nein, mit Beten habe das nichts zu tun. Sind die nicht alle seltsam? Ich finde nicht. Ich finde das eher sehr normal. Keiner dieser Menschen würde von sich behaupten, dass er gläubig ist. Aber irgendwie spielt da irgendetwas in ihrem Leben eine Rolle, das sie nicht recht erklären können. Irgendwie hat es auch mit dem Zweifel im Leben zu tun, mit der Sehnsucht nach einem Mehr, und eigentlich sind sie auch gewiss, dass es irgendwo da draußen dieses irgendetwas gibt, das sie nicht recht erklären können. Ich würde sagen: Sie glauben. Wie ich auch. Für mich ist es gleich, ob jemand jeden Tag mit einem Vaterunser beginnt oder ein Jahr lang nicht an Gott denkt, dann aber in der Christmette merkt, dass Gott doch eine Rolle in seinem Leben spielt, und sei sie noch so klein. Ich denke nicht, dass man Glaube messen kann.

Deswegen traue ich mir auch nicht zu, die Stärke des Glaubens eines Menschen zu bewerten, schon gar nicht daran, wie streng er sich an die Rituale seines Glaubens hält. In meinem Leben gab es Zeiten, in denen ich über Monate keine Kirche betreten, kein Gebet gesprochen und keine Bibelzeile gelesen habe. Dann kamen wieder Zeiten, in denen ich jeden Tag gebetet habe. Menschen, die ihr Leben viel mehr nach ihrem Glauben ausrichten als ich, würden deswegen wahrscheinlich sagen: Der glaubt doch gar nicht richtig. Menschen, in deren Leben Glaube nur eine kleine Bedeutung hat, würden deswegen wahrscheinlich sagen: Der ist ja ein Hardcore-Christ. Ich würde über mich einfach sagen: Ich glau-



„Ich denke nicht, dass man Glaube messen kann.“

be. Wie jeder andere auch. Deswegen finde ich es so lustig, dass mich Menschen für vollkommen verrückt halten, wenn ich erzähle, dass ich mal im Kloster war. Ich bin katholisch, die katholische Kirche ist die Gemeinschaft, in der ich meinen Glauben zu leben versuche – da lag es nahe, mal ins Kloster zu gehen, um zu gucken, wie die Mönche mit ihrem Glauben umgehen.

Vielleicht hätte ich, wenn ich in einer anderen Familie oder in einem anderen Teil der Welt geboren worden wäre, Zen-Mönche besucht oder eine Wallfahrt nach Mekka gemacht. Ich bin aber in Deutschland auf die Welt gekommen. Die Mutter, die mich geboren hat, ist katholisch, die meisten Freunde, mit denen ich aufgewachsen bin, sind es auch, ich war Ministrant, später Mit-

glied in einem Jugendverband mit dem Namen „Katholische Junge Gemeinde“. Das sind alles keine zwingenden Gründe, zu glauben. Aber bei mir hat es dazu geführt: Eines Tages habe ich mir die Frage gestellt, ob das alles, mit dem ich groß geworden bin, nur eine Begleiterscheinung des Lebens war – oder ob es für mich eine echte Bedeutung hat. Die Antwort war eindeutig: Es hat eine Bedeutung. Eine große sogar. So ging ich ins Kloster. Ich wollte wirklich wissen, was das dort für Leute sind.

In Deutschland leben etwa 82,5 Millionen Menschen, davon sind 54,2 Millionen Christen. Etwa 26,4 Millionen sind katholisch, rund 26,2 Millionen evangelisch, 1,2 Millionen gehören einer or-

thodoxen christlichen Kirche an, 360000 sind Mitglied von Freikirchen oder Sondergemeinschaften. 2001 sind 171 789 Protestanten und 113 724 Katholiken aus der Kirche ausgetreten. Die

kirchliche Bindung in Ostdeutschland und Westdeutschland ist sehr unterschiedlich: In der DDR hat in den Anfangsjahren der politische Druck verstärkt zu Kirchenaustritten geführt, Kinder

wurden seltener getauft. Der Anteil an Christen liegt im Osten etwa bei 28 Prozent, im Westen bei 76 Prozent.

Mehr Informationen unter:
www.ekd.de und www.dbk.de

Teilmengen

Teil der Deutschen, die sich als religiös bezeichnen: 39 Prozent.

Teil der Deutschen, die sich als „eher nicht religiös“ bezeichnen: 24 Prozent.

Teil der Deutschen, die sich als Atheisten bezeichnen: 12 Prozent.

Teil der Deutschen, die ein vierblättriges Kleeblatt für ein gutes Zeichen halten: 43 Prozent.

Teil der Deutschen, die die Zahl 13 für ein böses Vorzeichen halten: 23 Prozent.

Teil der Deutschen, die ein hohes Vertrauen in die katholische Kirche haben: 11 Prozent.

Teil der Deutschen, die ein hohes Vertrauen in die evangelische Kirche haben: 17 Prozent.

Teil der Deutschen, die finden, dass die Kirchen eine größere Bedeutung haben sollten: 13 Prozent.

Teil der Deutschen, für die am Sonntag der Gottesdienstbesuch am wichtigsten ist: 6 Prozent.

Teil der Deutschen, die an den Teufel glauben: 14 Prozent.

Teil der Deutschen, die daran glauben, dass Mondphasen, vor allem Vollmond, Einfluss auf das Verhalten von Menschen haben kann: 92 Prozent.

Teil der Deutschen, die an Geister glauben: 14 Prozent.

Teil der Deutschen, die bei einer Umfrage 2003 an die Existenz Gottes oder eines höheren Wesens glaubten: 61 Prozent.

Teil der Deutschen, die bei einer Umfrage 1967 an die Existenz Gottes oder eines höheren Wesens glaubten: 90 Prozent.

Teil der Deutschen, die glauben, den größten Einfluss auf das Schicksal der Welt habe Gott: 11 Prozent.

Teil der Deutschen, die glauben, den größten Einfluss auf das Schicksal der Welt habe der Teufel: 1 Prozent.

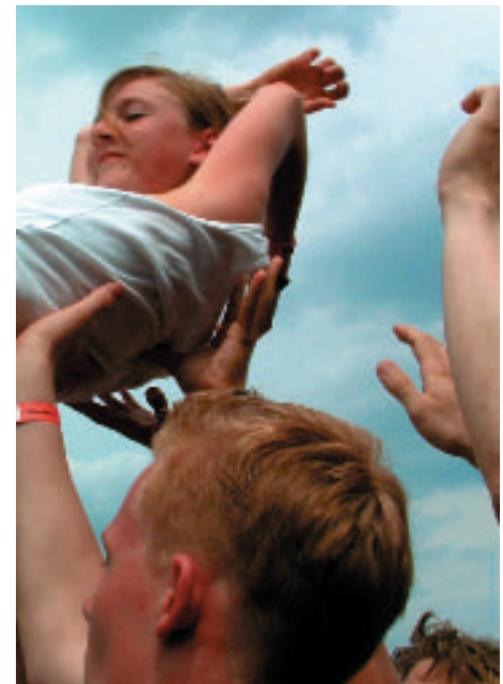
Teil der Deutschen, die glauben, den größten Einfluss auf das Schicksal der Welt habe eine Hand voll Banken und Konzerne: 22 Prozent.

Wahrscheinlichkeit, derzufolge Gott nach einer Berechnung des britischen Physikers Stephen Unwin existiert: 67 Prozent.

Alle Zahlen sind im letzten Jahr in deutschen Medien veröffentlicht worden.



PROJEKT·P
misch dich ein



Politik (+) Rocken? Ein ganzes Wochenende lang?

Dann nix wie nach Berlin im Juni 2005. Von einem Graffiti-Battle über schräge Performances und grandiose Konzerte bis zu ernsthafter Auseinandersetzung mit politischen Themen und Treffen mit NGOs und Initiativen gibt's auf dem Festival alles, was fresh ist.

Etwas bewegen, dich bewegen, andere bewegen, alles ist drin. Entweder jetzt mit planen und organisieren, oder im Juni einfach dabei sein. Du entscheidest, was geht.

Mehr Infos unter
www.projekt-p.de!

Projekt P motiviert junge Menschen, sich in politische Entscheidungsprozesse einzubringen. **P** steht für Politik und Partizipation. Eine Initiative von BMFSFJ, bpb und DBJR. Mehr dazu unter: www.projekt-p.de

DREIZEHN

Sie ist die unbeliebteste Zahl in unserem Kulturkreis, wohl aus mehreren Gründen: Am Letzten Abendmahl nahmen dreizehn Personen teil; bei den zwölf germanischen Göttern herrschte Friede, bis der Riese Loki Streit stiftete und so die Götterdämmerung einläutete – er durfte als 13. in Walhall leben. In vielen Kulturen ist die Zwölf die symbolische Zahl für die kosmische und jahreszeitliche Ordnung. Die Dreizehn dagegen überschreitet diese Ordnung, sie gilt als Zahl des Teufels und der Hexen. Im Volksmund heißt sie „des Teufels Dutzend“.

Viele Hotels vermeiden die Dreizehn als Zimmernummer und auf das 12. Stockwerk folgt das 14. Viele Fluglinien verzichten auf eine 13. Sitzreihe, in einigen französischen Orten gibt es keine Hausnummer 13. Im alten Ägypten und in der Maya-Kultur stand die Dreizehn noch für Göttliches und verhieß Glück.



PFUI TEUFEL!

Hinter diesem Ausruf verbirgt sich ein alter Abwehrzauber: Dreimal ausspucken („pfui, pfui, pfui“) sollte den Teufel verjagen. Auch das oft gewünschte „toi, toi, toi“ ist ein ehemaliger Spuckbrauch, um böse Geister fern zu halten. Die Zahl Drei spielte dabei eine wichtige Rolle. Sie stand für die Dreifaltigkeit (Vater, Sohn, Heiliger Geist), die drei Zeitstufen (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) und galt als magische, göttliche Zahl. Deshalb klopfen wir auch dreimal auf Holz, wenn wir

unser Glück oder unsere Gesundheit loben. Laut unseren Vorfahren sind die bösen Geister sehr neidisch und wartet nur darauf, dass jemand sein Glück „verschreit“, um es dann zu beenden.

Zusätzlich zur magischen Drei hassen die Geister angeblich das Geräusch des Klopfens und suchten das Weite.



GÄHNEN

Wer gähnt, ohne die Hand vorzuhalten, ist schlecht erzogen. Doch mit Höflichkeit hatte die vorgehaltene Hand früher wenig zu tun. Sie war eine Schutzmaßnahme. Die Menschen dachten, durch den offenen Mund könne die Seele aus dem Körper fahren und Dämonen hineingelangen. Die Knochen der Hand sollten vor beidem schützen.



SCHWARZE KATZE

Kreuzt sie unseren Weg, bringt das Unglück. Dabei war die Katze im alten Ägypten und bei den Römern Göttergefährtin, sie galt als heiliges Tier. Katzen zogen die Kutsche von Freyja, der germanischen Göttin der Liebe und der Ehe. Ihr schlechter Ruf entstand erst im späten europäischen Mittelalter. Im Hexenwahn dachten die Menschen, Katzen seien dämonische Hilfsgeister oder verwandelte Hexen. Während der Hexenverfolgungen sollte aus diesem Grund auch das „Teufelstier“ ausgerottet werden. Jeder, der eine Katze besaß, musste fürchten, mit Hexerei in Verbindung gebracht zu werden. So brachten die Katzen ihren Besitzern dann tatsächlich Unglück.



LINKS

Kreuzt die schwarze Katze den Weg von links wird das Unglück noch größer. Der schlechte Ruf von „links“ hängt wahrscheinlich mit der Bibel zusammen. Dort heißt es zum Jüngsten Gericht: „...und er wird die Schafe zu seiner Rechten stellen und die Böcke zur Linken.“ Doch auch bei den Griechen und Römern galt „Links“ als schlecht. In reichen Familien musste ein Sklave darauf achten, dass ein Gast das Haus mit dem rechten Fuß zuerst betrat. Hier spielten wahrscheinlich die Himmelsrichtungen eine Rolle: Zeichendeuter wandten ihr Gesicht bei magischen Handlungen immer nach Norden. Zu ihrer rechten Hand war Osten, die Seite des Lichts und der guten Omen. Links, im Westen, lag die Nacht, das Totenreich.

Seht die Zeichen

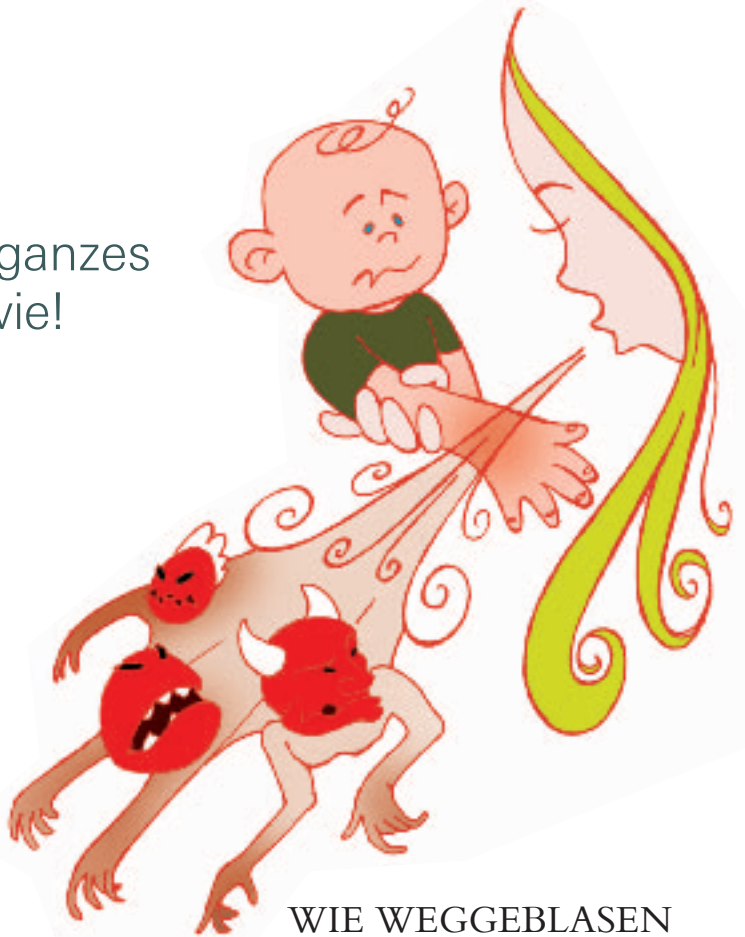
Aberglaube begleitet uns unser ganzes Leben? Kaum zu glauben? Aber wie!

Text: Christine Zerwes // Illustrationen: Frank Weichselgartner



BÖSER BLICK

Der Schleier sollte die Braut früher nicht schmücken, sondern vor dem bösen Blick neidischer Mitmenschen schützen. Auch das Schließen der Augen eines Toten oder die Augenbinde für den zum Tode Verurteilten – alles Maßnahmen, die nichts mit Rücksicht oder Ästhetik zu tun hatten, sondern gegen den bösen Blick schützen sollten.



WIE WEGGEBLASEN

Jede Mutter hat schon einmal über eine schmerzende Stelle ihres Kindes geblasen. Die Schmerzlinderung war früher nur zweitrangig. Unsere Vorfahren glaubten an die Macht der bösen Luft, an den giftigen Atem von Hexen und Dämonen – und den wollten sie wegblasen.



ANSTOSSEN

Ein schöner Brauch – mit abergläubischem Ursprung: Bier und Wein waren früher sehr beliebt, aber in ihnen steckte der Teufel: Alkohol. Der Lärm des Gläserklirrens sollte ihn vertreiben. Wein spielte in früheren Jahrhunderten eine zwiespältige Rolle. Er galt als Göttergeschenk, seine Wirkung war aber vielen nicht geheuer. In der Antike wurde er als das Blut der Götter verehrt, später und bis heute wird im katholischen Gottesdienst Wein in Jesu Blut verwandelt.

FINGER

Kinder lernen, nicht mit dem Finger auf andere Menschen zu zeigen – das gehört sich nämlich nicht. Unseren Vorfahren ging es nicht ums Benehmen, sie fürchteten, die böse Macht der Person, auf die man zeigte, könnte auf den Finger übergehen. Auch Richtung Himmel deuteten sie nicht, aus Angst, einen Engel zu verletzen. Gefällt uns etwas, zeigen wir ihm den erhobenen Daumen. Vielleicht übernahmen die Menschen die Geste von den römischen Kaisern, die mit erhobenem oder gesenktem Daumen über Leben und Tod ihrer Gladiatoren entschieden. Der magische Ursprung ist wahrscheinlicher: Unsere Vorfahren glaubten an die übernatürlichen Kräfte des Daumens. Erhoben, war er wichtig für einen Bindungszauber, mit dem man den „Dämon festhielt“. Der gedrückte Daumen sollte sogar vor Feuerwaffen schützen.



Sex

vor der Ehe ...

... wie halten es verschiedene Religionen damit, wie sehr unterscheiden sie sich, ist es Sünde oder Segen? Ein kleiner Überblick.

Text: Christina Kretschmer, Bastian Obermayer, Barbara Streidl // Foto: Jörg Koopmann

Christentum: Nicht erlaubt bei den Katholiken

Der uneheliche und voreheliche Geschlechtsverkehr ist nicht erlaubt. Nur die Ehe ist der geeignete Rahmen für Sexualität. Intimität, die dort ausgetauscht wird, ist nur dann wahrhaft menschlich, wenn sie in die Liebe integriert ist, mit der Mann und Frau sich bis zum Tod einander verpflichten. Sexualität wird als „erlaubte Sünde“ zur Zeugung von Nachkommenschaft gesehen.

Zitat: Katholischer Erwachsenenkatechismus (Bd.2, hg. von der Dt. Bischofskonferenz. Freiburg: Verlagsgruppe Engagement, 1995. S. 380)

„Volle geschlechtliche Beziehungen haben ihren Ort in der Ehe. Diese sittliche Orientierung geht davon aus, dass die Beziehung zwischen den Geschlechtern nur glücken kann, wenn sie wahrhaftig ist. Zur Wahrhaftigkeit der Begegnung zwischen jungen Menschen gehört, dass sie nicht eine Verbundenheit vortäuscht, zu der die beiden nicht stehen können oder wollen.“

Nicht verboten bei den Protestanten

Sexualität und Verhütung fallen nach evangelischer Sicht in die Verantwortung des einzelnen Christen.

Zitat: Gott ist ein Freund des Lebens, Gemeinsame Erklärung des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz. Gütersloh 1989

„Auch wenn es mittlerweile verschiedene Formen des Zusammenlebens von Frau und Mann gibt, ist die auf Dauer angelegte Gemeinschaft in einer Ehe die geeignetste und verlässlichste Form. Für das Neue Testament und das von ihm bestimmte christliche Verständnis ist die Ehe die von Gott gewiesene Ordnung.“

Islam: Nicht erlaubt

Im Verhältnis zwischen Mann und Frau ist die Ehe die einzige legale Form des Zusammenlebens. Jeden intimen außerehelichen Verkehr zwischen den Geschlechtern lehnt der Islam ab. Sowohl bei den Sunniten als auch bei den Schiiten ist er verboten und kann mit Steinigung bestraft werden. Als Beweisführung müssen allerdings vier männliche Zeugen aussagen, dass sie den vollzogenen Geschlechtsverkehr (nicht nur aus der Ferne) beobachtet haben. Außerhalb der Ehe ist es nicht erlaubt, mit einer Person, die man heiraten kann, Zärtlichkeiten auszutauschen oder gar Beischlaf zu haben. Dies gehört zur Moral und Ethik des Islam, der in der Ehe die gesunde Institution für ein Zusammenleben zwischen Mann und Frau sieht, in der die kommende Generation erzogen wird. Darüber hinaus müssen Situationen vermieden werden, die dazu führen können, dass es zu einer nicht erlaubten sexuellen Beziehung kommen kann.

Zitat: Koran, 24,33

„Und diejenigen, welche niemanden zur Ehe finden, mögen keusch leben, bis Allah sie aus seinem Überfluss reich macht.“

Buddhismus: Erlaubt

Der Buddhismus lehrt keine die Sexualität einschränkenden Vorschriften, verurteilt aber das maßlose Verlangen, das Verhaftetsein und die Ausbeutung anderer. Wesentlich im Umgang mit der Sexualität (ehelich oder außerehelich) ist – wie bei allen Aktivitäten – eine bewusste, beherrschte und achtsame Einstellung. Es existiert kein buddhistisches Sakrament der Ehe, die Ehe ist auf einen bloßen Ehevertrag ohne spirituelle Bedeutung reduziert und unterliegt somit keiner religiösen Legitimation. Grundsätzlich darf Sexualität nicht dafür benutzt werden, andere zu verletzen (z.B. durch Fremdgehen) oder Macht auszuüben. Aus dem Grundsatz, dass jeder Mensch für sein eigenes Glück selbst verantwortlich ist (Karma), muss jeder gläubige Buddhist heilsam handeln. In den ursprünglichen Schriften steht nichts von einem Verbot des Sex vor der Ehe. Allerdings hat sich die Ehe als kulturelle Einrichtung in den asiatischen Gesellschaften wie Sri Lanka, Tibet oder Thailand so entwickelt, dass Sex vor der Ehe aus sozialen Gründen verboten wurde. Das Handeln aus Verantwortung führt in dieser Auslegung zur Ehe. Die Ehe eines anderen Menschen zu brechen, ist nicht erlaubt.

Zitat: Dhammapada (ein Buddhawort, angebliches Zitat Buddhas)

„Wie der Regen durch ein schlechtes Dach ins Haus dringt, so dringt die Leidenschaft in einen gedankenlosen Geist.“ (Yamaka, 13). „Wer Nichtgegebenes nimmt und anderer Ehe bricht, ..., der gräbt in dieser Welt sich selbst die Wurzel ab“ (Mala, 246)



Judentum: Nicht erlaubt

Im Judentum ist die Heirat die Schwelle zur aktiven Sexualität. Die Ehe ist ein Mittel gegen Einsamkeit, der rechtliche Rahmen für fleischliche Verbindung und die Basis für die Familiengründung. Sinn und Zweck von Sex ist im Judentum der Erhalt und die Förderung der Ehe. Der Hauptzweck ist nicht, Kinder zu zeugen.

Zitat: Talmud

„Wer zwanzig Jahre alt ist und unverheiratet, lebt in der Sünde. In der Sünde, wie kommst du darauf? – Sage vielmehr, in sündhaften Gedanken.“ (Kid. 29b)

„Ein Mensch, der keine Frau hat, lebt ohne Freude, ohne Segen und ohne Güte.“ (Jev. 62b)

„Ein Mensch, der keine Frau hat, ist kein Mensch, denn es heißt: ‚Mann und Weib erschuf er sie etc. und nannte ihren Namen Mensch.‘“ (Gen. 5:2, zitiert in Jev. 63a)

Wiedergeborene Christen: Nicht erlaubt

Für die wiedergeborenen Christen, eine relativ undefinierte Gruppe von meist konservativen Protestanten, zu denen sich neben George W. Bush noch rund 60 Millionen weitere Amerikaner zählen, ist Sex vor der Ehe Unzucht, also Sünde. Diese wiedergeborenen Christen gehören zu den stärksten Unterstüt-

zern der in den 90er Jahren aufgekommenen Jugendbewegung „Wahre Liebe wartet“, für die Teenager mit öffentlichen Bekenntnissen zur Enthaltensamkeit werben. Der exakte Schwur lautet: „Im Glauben, dass wahre Liebe wartet, verpflichte ich mich gegenüber Gott, mir selbst, meiner Familie, meinen Freunden und meinem zukünftigen Ehegat-

ten, sexuell rein zu bleiben bis zu dem Tag, an dem ich die Ehe schließe.“ Mit der Kampagne sollen auch Aids und Teenager-Schwangerschaften bekämpft werden. Auf die Aufklärung von Jugendlichen sollte dagegen weitgehend verzichtet werden, fordern wiedergeborene Christen, damit fördere man nur die Neugierde der Jugendlichen.

Rastafari: Erlaubt?

Die Bibel ist das Fundament des Rastafari-Glaubens. In der Bibel steht sinngemäß, dass, wer eine Jungfrau berührt, sie auch zur Frau nehmen soll. An die Ehe als rituell zu zementierende Institution glauben die Rastafari nicht, aber daran, dass ein Mann und eine Frau quasi verheiratet sind, wenn sie miteinander schlafen. So gesehen gibt es keinen Sex vor der Ehe. Wenn ein Paar es ernst miteinander meint, spricht nichts dagegen, Sex zu haben. Wer dagegen immer wieder mit anderen Partnern schläft, betreibt Hurerei, was in den Augen strenggläubiger Rastafaris fast so verdammenswert ist wie Homosexualität – und die muss bekämpft werden. Beides sind für die Rastafaris Zeichen, dass Babylon sich wieder nähert.

Auf www.fluter.de: Wer glaubt eigentlich was: Interaktive Flashkarte zu den fünf Weltreligionen. Dazu: Hörproben aus Kirchen, Synagogen und Moscheen.

Eine Klasse für sich

Text: Jenny Friedrich-Freksa // Fotos: Wolfgang Stabr

In Berlin gibt es die einzige jüdische Oberschule Deutschlands. Wer die Schule besucht, muss nicht jüdisch sein. Aber er muss in der Früh pünktlich zu Hause aufbrechen, um nicht zu spät zu kommen – wegen der Sicherheitsvorkehrungen am Eingang.





Anne isst nur an besonderen Feiertagen kosher. Nach der Schule will sie zur Bundeswehr.

„Wenn man auf einer jüdischen Schule ist, bezieht man viel eher Position für die jüdische Sache.“

Draußen stehen Polizisten in der Novemberkälte. Ein Sicherheitszaun umgibt das Gebäude, das sie beschützen sollen, Kameras beobachten, was auf der Straße geschieht. Man hat uns gebeten, die Sicherheitsvorkehrungen nicht zu fotografieren, nicht mit dem Sicherheitspersonal zu sprechen. Den Außenbereich der Jüdischen Oberschule in Berlin-Mitte bewachen Polizisten, für die Innenräume sind junge Israelis zuständig, Experten, geschickt von der Sicherheitsabteilung der Jüdischen Gemeinde. 340 Gymnasiasten und Realschüler passieren jeden Morgen die Sicherheitsschleuse am Eingang: zwei Glastüren, die sich zeitverzögert nacheinander öffnen. Als Gäste durchlaufen wir noch weitere Kontrollen, die gleichen wie am Flughafen: Personalausweis vorzeigen, Taschen öffnen, durchleuchten lassen – dann sind wir drinnen.

Auf den Fluren der Privatschule ist es ein bisschen behaglicher als in den meisten staatlichen Schulen. Das Haus ist ein renovierter Jugendstilbau mit Steinfußböden und Mosaiken. Von der Terrasse des Kunstsaaes im Dachgeschoss der Schule schaut man auf die Dächer Berlins. Der Aufenthaltsraum der Schüler, der so genannte „Schüler-Club“, liegt im Keller. Ein Dutzend Ikea-Sessel steht hier herum, die Wände sind mit züngelnden Flammen bemalt, neben der Tür hängt ein Plakat: „Aktiv gegen rechts – das Training“. Der Raum wirkt ein bisschen schluffig, so, als hätten sich hier schon mehrere Schülerjahrgänge ihren ersten Joint angezündet. Gleich nebenan liegt der Computerraum der Schule, um die 30 Rechnerplätze hat er, gesponsert von der Deutschen Telekom, die mit dem Slogan „Wir haben ein Recht auf Zukunft“ wirbt; an einen Computer ist ein Israel-Fähnchen gesteckt. Der kleine Pausenhof mit den Basketballkörben liegt hinter dem Schulhaus, eingebettet zwischen angrenzenden Häusern und Grundstücken.

Neben der Schule lagen früher das Jüdische Krankenhaus und der Jüdische Friedhof. Die Schule wurde 1942 von den Nazis geschlossen. Erst vor elf Jahren, 1993, wurde sie wiedereröffnet. Sie ist die einzige jüdische Oberschule in Deutschland und auch die einzige Schule in der Bundesrepublik, an der die Schüler Hebräisch als zweite Fremdsprache wählen können.

David Jerman ist 18 Jahre alt und besucht die 12. Klasse. Früher war er auf einer staatlichen Schule. Niemand dort hat gewusst, dass David Jude ist. Seine Eltern hielten es für besser so. Doch eines Tages, David war nicht in der Schule, erzählte es der Lehrer der Klasse. „Danach haben sich die polnischen Schüler gegen mich gestellt“, sagt David, „und kurze Zeit später entschied sich auch noch mein bester Freund, ‘ne Glatze zu tragen und ‘ne deutsche Fahne in sein Zimmer zu hängen.“

Jetzt sitzt David im Deutsch-Leistungskurs im Jüdischen Gymnasium neben seinem polnischen Mitschüler Prokop. Im Gegensatz zu David kommt Prokop, 17, nicht aus einer jüdischen Familie. Sechzig Prozent der Schüler an der Jüdischen Oberschule sind jüdisch, die restlichen vierzig Prozent gehören einer anderen oder gar keiner Religion an. „Wenn man auf einer jüdischen Schule ist“, sagt Prokop, „bezieht man viel eher Position für die jüdische Sache. Wenn ich zum Beispiel in Polen Bus fahre und jemand gibt so Standardphrasen wie ‘Die Juden sind an allem schuld’ von sich, dann bin ich bereit, die Sache zu verteidigen.“ Die „jüdische Sache“, das ist für Prokop der jüdische Glaube, die jüdische Gesellschaft in Deutschland und in anderen Ländern, nicht aber die Politik Israels. Larisa, ein Mädchen aus demselben Kurs, findet: „Es ist immer das Gleiche: die Leute hören „jüdisch“ und denken sofort „Israel“ – ‘Ariel Sharon’.“

Die Schüler haben keine besondere Lust, über

Politik zu reden, jedenfalls nicht mit Journalisten. Vielleicht werden sie einfach zu oft dazu befragt. Vielleicht haben sie genug davon, als Schüler einer jüdischen Schule automatisch als Fachleute für den Nahost-Konflikt oder den Holocaust zu gelten. Gleichzeitig ist es vermutlich genauso: dass sie tatsächlich zu diesen Themen wesentlich mehr wissen als andere.

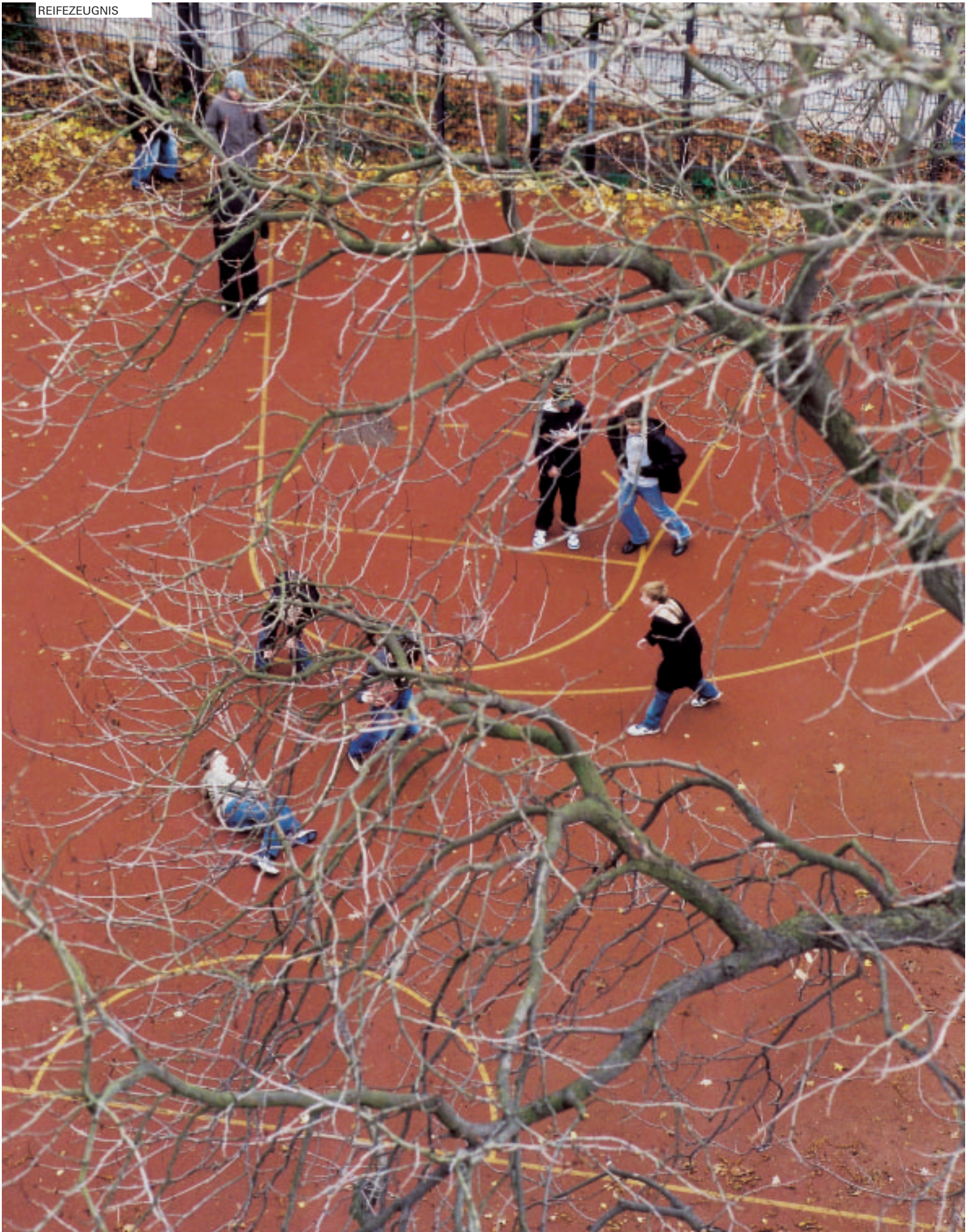
Als David zum ersten Mal vom Holocaust hörte, war er elf Jahre alt. Er hatte sich ein Buch seiner Großmutter angesehen, das *Der gelbe Stern* hieß und in dem Fotos von Konzentrationslagern und den Leichen darin zu sehen waren. „In dem Moment wollte ich hier nicht mehr leben“, sagt David, ein zurückhaltender Junge mit Brille und gelbten Haaren. Manchmal schaut er auch heute alten Männern auf der Straße in die Augen und fragt sich: Was haben die früher gemacht?

Davids Großvater war Zwangsarbeiter im Dritten Reich. Neun Mitglieder der Familie sind damals umgekommen. Davids Großvater spricht nicht viel darüber. Seit der Trennung seiner Eltern lebt David mit seiner Mutter zusammen, seine ältere Schwester ist schon von zu Hause ausgezogen. Davids Vater ist sehr gläubig, von ihm hat David seine weiteren Vornamen, David Ben Jochanam, das heißt: David, Sohn von Jochanam. Früher, als die Eltern noch zusammenlebten, aß die Familie koscher, „milchige“ und „fleischige“ Nahrungsmittel wurden streng getrennt. Heute ist es anders, die Mutter sieht es lockerer. David glaubt, dass er einmal eine jüdische Frau heiraten wird. „Über die Mutter wird im Judentum die Religion vererbt“, erklärt er, „nur wer eine jüdische Mutter hat, ist selbst Jude.“ Davids Vater hätte ein Problem damit, wenn David eine Nichtjüdin heiraten würde. „Aber wenn die Liebe woanders hinfällt ...“ sagt David, „... oder sie konvertiert.“

Das Besondere am Stundenplan der Jüdischen



Obere Bildreihe: Hebräisch-Unterricht und David. Untere Bildreihe: Außenansicht der Schule und Prokop.



Die Schule ist offen für jüdische und nicht-jüdische Schüler.

Einmal stand morgens ein verbeulter Mercedes vor dem Gebäude, die Schule wurde sofort geräumt.

Oberschule ist neben dem Hebräischunterricht der jüdische Religionsunterricht. Den Leistungskurs Religion der 12. Klasse unterrichtet Dr. Ehrlich. Auf seinem Tisch steht ein Kaffeebecher, auch einer der Schüler hat seine Thermoskanne dabei, nur vier Schüler sind überhaupt heute anwesend. Zur Zeit befasst sich der Kurs mit Religionskritik. Herr Ehrlich, ein kleiner Mann mit Kipa auf dem Kopf, verteilt den Text *Religion, irdisches Jammertal* von Karl Marx und fragt: „Und, Marx, war das einfach ein antireligiöser Typ?“ Weil keine Antwort kommt, spricht Herr Ehrlich weiter. Darüber, dass Religion, wenn sie von außen kommt, dem Menschen fremd ist und dass etwas, das aus dem Inneren kommt, eher angenommen wird. „Judentum, Christentum und Islam diktieren bestimmte Bedingungen“, sagt Ehrlich. „Im Judentum wird nicht verlangt, an Gott zu glauben, sondern Mensch zu sein.“

Anne Kūlow, 17, ist vor einigen Jahren zum Judentum übergetreten, zusammen mit ihrer Mutter. Anne ist in der ehemaligen DDR geboren, ihre Eltern sind geschieden. Sie lebt bei der Mutter, die Geschichte und Judaistik studiert hat und sich schon seit langem für das Judentum interessiert. Anne hat schon die Jüdische Grundschule in Berlin besucht, wie David ist sie jetzt im 12. Jahrgang des Gymnasialzweigs an der Jüdischen Oberschule. Ob Anne die Regeln des Glaubens befolgen will oder nicht, überlässt die Mutter Anne selbst. „An Jom Kippur, dem höchsten jüdischen Feiertag, soll man zum Beispiel eigentlich 25 Stunden hintereinander fasten. Nach 23 Stunden habe ich es aber kaum noch ausgehalten und etwas gegessen. Meine Mutter fand das in Ordnung.“ Auch koscher essen die beiden nur an besonderen Feiertagen, „denn richtig koscher essen ist sehr teuer“, sagt Anne, „das können wir uns nicht leisten.“

Anne trägt rote Adidas-Turnschuhe, eine dicke schwarze Strickjacke und eine Haarspange gleich neben dem Scheitel. In ihrer Freizeit tanzt sie in einem Verein, Jazzdance, Streetdance, Afro, Stepdance, manchmal hat sie Auftritte. Später, wenn sie mit der Schule fertig ist, möchte sie Offizierin bei der Bundeswehr werden. „Dieses Land ist mein Land“, sagt sie, „das möchte ich verteidigen.“ Manche ihrer Mitschüler wollen sich später freiwillig bei der israelischen Armee melden. Anne will zur Bundeswehr, falls es Terroranschläge in Deutschland gibt. Denn dann will sie irgendwie mitwirken, erklärt sie. „Dann geh’ doch zum Roten Kreuz“, sagt David. „Da verdien ich ja nichts“, sagt Anne.

Einmal stand morgens ein verbeulter Mercedes vor dem Gebäude, die Schule wurde sofort geräumt. Im Februar 1999 drangen Kurden in das israelische Generalkonsulat in Berlin ein, auch da wurden die Schüler evakuiert. „Im Fünf-Minuten-Takt mussten wir zu zweit die Schule verlassen“, erinnert sich Anne, zwölf war sie damals und sie erinnert sich auch daran, dass sie wirklich Angst hatte.

257 Euro im Monat bezahlen die Eltern, damit ihre Kinder die Jüdische Oberschule besuchen können, ein warmes koscheres Abendessen täglich inklusive. Die Bewachung auch. Die Gründe, warum sie ihre Kinder hier anmelden, sind vielfältig. Es gibt jüdische Familien, die wollen, dass ihre Kinder in einem jüdischen Umfeld aufwachsen oder Hebräisch lernen. Es gibt Eltern, die um die Ecke wohnen und die Schule deshalb auswählen. Und manche dieser Eltern haben wiederum Eltern oder Großeltern, die dem nationalsozialistischen Regime angehörten – und die deshalb möchten, dass ihre Kinder mit jüdischen Kindern zur Schule gehen. „Die Großeltern erzählen nicht, was damals gewesen ist, auch die jüdischen nicht“, sagt Barbara Witting, die Rek-

torin der Schule. Sie findet es richtig, dass die Schule für jüdische und für nichtjüdische Kinder offen ist. Manche Schüler haben fast nur jüdische Freunde, andere, wie Josef und Prokop aus Davids Deutsch-Leistungskurs, haben einen gemischten Freundeskreis. „Manchmal, zum Beispiel wenn wir Fußball spielen, sagen die anderen: Heute machen wir die Juden fertig“, erzählen die beiden. „Leute, die das zufällig hören, finden das natürlich nicht gut. Aber es ist lustig gemeint, nicht böse. Juden sind ja in der deutschen Gesellschaft ein ziemlich schweres Thema. Witze sind schon eine Möglichkeit, damit ein bisschen lockerer umzugehen.“

Wirklich locker und normal ist es nicht an einer Schule, die nicht nur einen Feueralarm-, sondern auch einen Terroralarmplan und Rundumbewachung hat. Kann es nicht sein. Die Schüler haben sich daran gewöhnt, dass es speziell ist, dass sie zum Beispiel manchmal morgens, wenn sie ohnehin schon zu spät dran sind, auch noch ein paar Minuten in der Sicherheitsschleuse festhängen. Und es ist ein bisschen so, als übten die Schüler, gerade weil es anders ist, hier drinnen den richtigen Umgang mit den schwierigen Themen draußen. „Es ist einfacher für uns, wenn wir unter uns bleiben“, sagt David, „man geht damit Konflikten aus dem Weg.“ Aber man ist eben nicht immer unter sich. Kürzlich war David in einem arabischen Laden, um eine Wasserpfeife zu kaufen. An dem Tag trug er ein T-Shirt, auf dem „Peace and Hope from Israel“ stand. Er hatte keine Lust zu erklären, was er damit meint. Lieber hat er seine Jacke über dem T-Shirt zugemacht.

*Buchtipp zum Thema Judentum unter
www.fluter.de/flutlicht*



Unermüdlich fährt der Pastor (hier nicht im Bild) von Dorf zu Dorf.

Schäfchen zählen

Text: Sandra Schmid // Foto: Susanne Wegele

In einer kleinen Gemeinde in Mecklenburg-Vorpommern steht ein junger Pfarrer vor einer großen Aufgabe: Menschen für den Glauben zu interessieren.

Als ich gehört habe, dass ich Pfarrer in dieser Gemeinde werden soll, war ich geschockt“, sagt Mathias Kretschmer und schaut aus dem Fenster seines Arbeitszimmers. Diese Gemeinde – damit meint der 33-Jährige eigentlich drei Gemeinden: Staven, Neddemin, Neuenkirchen. Elf Kirchen, verstreut auf mehr als 25 Quadratkilometern in einer Ecke Deutschlands, in die kein Zug und kein Bus mehr fährt: Mecklenburg-Vorpommern, nordöstlich von Neubrandenburg. Wer dorthin will, der wohnt dort – und hat ein Auto. Mathias bat um Bedenkzeit und schaute sich die Gemeinden erst mal an. Das Leben auf dem Land, die Bodenständigkeit der Leute – Mathias gefiel, was er sah. Also sagte er ja. Außerdem wollte er sich auch nicht gegen die Weisung des Bischofs sträuben, obwohl es möglich gewesen wäre, sagt er. Eineinhalb Jahre ist das nun her, seitdem lebt der gebürtige Brandenburger in Staven, wo auch das Pfarramt der drei Gemeinden ist. Es ist die erste Entsendungsstelle von Mathias – das heißt, er ist zum ersten Mal als Pfarrer verantwortlich für eine Gemeinde. Rund 400 Einwohner hat Staven, viele davon haben keine Arbeit, die meisten sind schon alt. Ein paar Kinder gibt es, wer jung ist und Arbeit sucht, verlässt die Gegend. Die meisten gehen in den Westen, nach Hamburg oder Bremen. Auf der Dorfstraße in Staven ist es ruhig. Die einzige Kneipe im Ort, gleich neben der Kirche, hat schon vor Jahren geschlossen. Über der Tür hängt noch das zerbrochene Schild mit dem Namen der Kneipe: „Suffas Bierstuuw“. Suffa hieß der Besitzer. „Die Leute haben kein Geld mehr, dorthin zu gehen“, sagt Mathias, „es ist billiger, einen Kasten Bier zu kaufen.“ Billiger – und anonym. Viele in der Gegend haben ein Alkoholproblem. Mathias würde gerne etwas dagegen unternehmen. Man müsste mit den Leuten in Kontakt kommen, meint er und es klingt wie laut gedacht. Überhaupt scheint seine Hauptaufgabe zu sein, Kontakte zu knüpfen. Von selbst su-

chen ihn nur die wenigsten: 750 Mitglieder bei insgesamt 5000 Einwohnern hat die evangelische Kirche in Mathias Kretschmers Gemeinden, doch häufig bleiben die Kirchen am Sonntag fast leer. Wenn acht oder zehn Personen kommen, ist der Pastor schon froh, oft sind es weniger. Dann ist er enttäuscht: „Warum bereite ich sechs Stunden lang eine Predigt vor, wenn dann nur drei Leute in der Kirche sitzen?“ Wird die Enttäuschung zu stark, nimmt er sich sein Fahrrad und fährt über Land oder zum Tollenseesee, wo sein Segelboot liegt. Frust abbauen, auf andere Gedanken kommen. Er weiß, dass die Bindung an die Kirche im Osten Deutschlands schwach ist. Die DDR-Zeit hat Spuren hinterlassen. „Die ha-

„Vielleicht fürchten sie, dass etwas Magisches passiert, dass sie die Kontrolle verlieren?“

ben es wirklich geschafft, den Leuten einzupflanzen, die Kirche sei etwas Schlechtes“, sagt Mathias. Viele hätten Angst, in die Kirche zu gehen. Warum, darüber kann er aber nur spekulieren: „Vielleicht fürchten sie, dass etwas Magisches passiert, dass sie die Kontrolle verlieren und fremdbestimmt werden?“ Mathias akzeptiert es, wenn jemand nicht glaubt oder eine andere Überzeugung hat. Nur wenn jemand gegen die Kirche ist, ohne zu wissen, warum, macht ihn das wütend. Und er versteht es nicht, wenn Menschen sich keine Gedanken über ihr Leben machen, „wenn sie nur interessiert, was es zum Essen oder im Fernsehen gibt“. Er selbst kann sich nicht vorstellen zu leben, ohne über Sinn und Zweck des Lebens nachzudenken. „Sonst könnte man doch auch ein Tier sein“, sagt er. Der Glaube spielt für ihn dabei die entscheidende Rolle. „Es ist eine Art Urvertrauen, dass ich getragen und beschützt werde“, sagt er.

Dieses Urvertrauen fand er, als es in seinem Leben drunter und drüber ging. Mathias war 17, besuchte die 11. Klasse, als die Wende kam: „Alles war plötzlich so ungewiss, dass die Spannung kaum auszuhalten war“, erinnert er sich. Halt bot da besonders ein Pfarrer und die Gemeinschaft mit anderen in seinem Alter – die Junge Gemeinde. Für ihn, der sich noch wenige Jahre zuvor im Konfirmandenunterricht gelangweilt hatte, war das „wie Heimat“. Deshalb bemüht sich Mathias jetzt um eine Gemeinde, in der Menschen im Kontakt sind, miteinander leben, diskutieren, Sorgen teilen – und in der auch er als Pfarrer teilhat. „Ich möchte einfach dazugehören“, sagt er. Er scheint auf dem richtigen Weg zu sein, zumindest Gedanken macht man sich in der Gemeinde über den jungen Pfarrer: „Als ich meine Freundin noch nicht kannte, haben sie sich Sorgen gemacht, dass ich allein sein könnte“, erzählt Mathias, „und gleich versucht, mich zu verkuppeln.“

Unermüdlich fährt Mathias von Dorf zu Dorf, jeden Tag mehr als 50 Kilometer. Er initiiert Hauskreise, in denen Menschen über Fragen des Lebens und Glaubens diskutieren. Er kümmert sich um Sommerfeste, trifft sich zum Singen mit den Alten, baut mit Jugendlichen den Dachboden des Pfarramtes aus, damit sie sich dort wohl fühlen, und kann bei all der Anstrengung nur hoffen, dass der Funke überspringt. Inzwischen sieht es so aus, als würde das klappen: Auch wenn die Gottesdienste noch immer fast leer bleiben, das persönliche Gespräch mit ihm suchen die Menschen doch. Festmachen kann Mathias das an der Post, die er bekommt: Auf der letzten Seite des Gemeindeglossars gibt es einen Abschnitt, den man einschicken kann, um einen Termin mit dem Pfarrer zu vereinbaren. In den letzten Wochen findet Mathias diesen Abschnitt häufiger im Briefkasten.

Buchtipp zum Christentum unter www.fluter.de/flutlicht



Gott und die Welt

Als David Beckhams zweiter Sohn geboren wurde, rief sich der Theologe Friedrich Wilhelm Graf die Hände. Hier erzählt er, warum das so war, weshalb es auch falschen Glauben gibt und was ein Tisch mit Religionen zu tun hat.



Interview: Nikolaus Röttger, Max Scharnigg // Illustration: Peter Brooren

Ich bin ein Jugendlicher in Mitteleuropa. Brauche ich einen Glauben?

Sie brauchen keinen Glauben. Aber Sie haben einen. Sie haben bestimmte Vorstellungen vom Sinn Ihres Lebens, von der Ordnung der Welt, Sie haben Ideale für das Zusammenleben mit anderen Menschen. Insofern gibt es keinen Menschen, der nicht an irgendetwas glaubt.

Also funktioniert Glaube ganz automatisch?

„Automatisch“ ist kein guter Begriff. Sie wachsen in etwas hinein und erleben dabei viele Prägungen. Eltern, Kindergarten, Schule, Medien und vor allem Gleichaltrige. In diesem Prozess bildet sich im guten Fall so etwas wie eine individuelle Identität. Und in Mitteleuropa ist es nun mal so, dass dieser Prozess durch sehr alte jüdische und christliche Strukturen geprägt ist.

Wie äußert sich das?

Es gibt keine Lebensführung ohne Vorstellung von gut und böse, von richtig und falsch und ohne persönliche Vorstellung, wie sich unser Leben sinnvoll gestalten soll. Insofern ist also in die Lebensführung eines jeden Menschen eine Sinnstruktur eingebaut. In einem zweiten Schritt kann man sich dann darüber verständigen, ob diese Struktur eine religiöse Dimension haben muss. Immerhin: Wir kennen keine menschliche Gemeinschaft ohne Religion. Und gerade bei Jugendlichen ist die Sensibilität für solche Fragen sehr hoch. Zum Beispiel haben Religionswissenschaftler herausgefunden, dass die Zahl der Jugendlichen, die eine genaue Vorstellung vom Jenseits haben, in allen europäischen Gesellschaften zunimmt.

Heißt das, wir werden immer religiöser?

Diese Frage ist nicht so leicht zu beantwor-

ten. Wir erleben seit den sechziger Jahren in Mitteleuropa ein Abrutschen der Kirchen. Sie verlieren Mitglieder. Sie verlieren soziale Bindungskraft und haben erhebliche Probleme, gutes neues Personal zu bekommen. Darüber hinaus sind die Kirchen nicht imstande, klar zu kommunizieren, wofür sie da sind und was sie leisten können. Es fällt ihnen schwer zu erkennen, dass sie nicht mehr die Einzigen sind, sondern dass es auf dem Religionsmarkt auch andere Anbieter gibt.

Was genau verstehen Sie unter dem Religionsmarkt?

Es gibt verschiedene Anbieter, die religiöse Dienstleistungen offerieren, und es gibt dafür auch Konsumenten. Nordamerikanische Wissenschaftler behaupten, je mehr Anbieter da sind, desto mehr Nachfrage gibt es auch. Damit haben Sie ein interessantes Modell für die religiösen Entwicklungspfade etwa der USA.

„Der Regelfall ist inzwischen, dass
Menschen sich eine eigene religiöse
Biografie basteln.“





Dort gibt es viele religiöse Anbieter – und dementsprechend viel religiöse Nachfrage.

Gutes Stichwort: USA.

Ja, ein verrückt religiöses Land. Denken Sie an die letzte Präsidentenwahl. Die Fragen von Religion und Moral waren für die Wähler ausschlaggebend. Wir sehen dort einen boomenden religiösen Markt, mit einer sehr hohen Anbieterkonkurrenz. Wohingegen wir in Europa über lange Zeit hinweg einen stark regulierten Religionsmarkt hatten, in dem die großen Kirchen vielfältig privilegiert waren.

Und jetzt werden wir auch zu einem amerikanischen Religionssupermarkt?

Ich bin kein Zukunftswissenschaftler. Ich kann nur beobachten. Ich beobachte zum Beispiel auch einen Spieler des FC Bayern, der den Ball ins Tor schießt und sich in der Sekunde danach bekreuzigt. Was ist das?

In den Castingshows im Fernsehen machen das die Menschen auch ständig.

Das erleben Sie sehr häufig und es ist nicht leicht zu verstehen, was dahinter steckt. Nur eines versteht man: Demjenigen ist diese Geste in diesem Moment sehr wichtig. Und man versteht, dass wir keiner religionslosen Gesellschaft entgegengehen. Es gab zu Beginn des letzten Jahrhunderts die Idee von Soziologen, dass in der modernen Gesellschaft die Religion verschwinden und der Mensch ein rein rationales Wesen werden wird. Diese Idee scheint mir als evangelischem Religionswissenschaftler heute so wundersam wie die Marienverehrung sizilianischer Mönche. Die interessante Frage ist jetzt: Was passiert mit den alten Institutionen, den Kirchen?

Die haben ja ein Kommunikationsproblem, wie Sie vorhin festgestellt haben.

Alles hängt davon ab, wie die Kirchen sich auf diesen neuen Markt einstellen. Firmen, die nicht beobachten, was die Kunden wollen, verschwinden irgendwann. Und mehr Verschiedenheit bedeutet in aller Regel auch mehr Konflikt. Wir müssen davon ausgehen, dass der Streit um die religiöse

Präsenz im öffentlichen Raum zunehmen wird. Wenn die einen aggressiv werden, werden es die anderen auch. Schauen Sie sich nur an, was in Holland passiert ist, nach diesem Ritualmord an dem Regisseur Theo van Gogh Anfang November. Da fangen Verrückte gleich damit an, muslimische Kindergärten abzufackeln. Das ist ein Zeichen dafür, wie ungeheuer dünn das Eis ist, auf dem wir in so einer pluralistischen Religionsgesellschaft gehen.

Warum wird Glaube oft so emotional verteidigt oder durchgesetzt?

Emotion ist immer dann im Spiel, wenn es ei-

„Falscher Glaube führt dazu, dass ich mich unmittelbar mit Gott gleichschalte.“

nem Menschen in ganz entschiedener Weise um ihn selbst geht. Auch wenn Sie verliebt sind, ist viel Emotion und wenig Rationalität im Spiel. Religion hat etwas damit zu tun, was mir wirklich heilig ist. Deswegen reagiere ich aggressiv und verletzt, wenn andere das in den Schmutz ziehen.

Deshalb wird im Namen des Glaubens getötet?

Das ist ja nicht der Regelfall. Bei Religionskonflikten geht es nie allein um Religion, sondern um ein schwieriges Miteinander von Motiven. Religion kann auch eine Sprache des sozialen Protests sein, Religion kann auch eine ethnische Identität formulieren. Religion kann die Sprache der Mühseligen und Beladenen sein, derer, die sonst keine Möglichkeit haben, sich zu äußern.

Glauben die Armen und Verzweifelten also besonders emotional?

Wenn ich arm und verzweifelt bin, habe ich nun mal wenige Chancen, meine Interessen zu artikulieren. Dann ist religiöse Symbolsprache ein wichtiges Medium. Ich bin zu der Ansicht gelangt, dass eine rein funktionale Deutung von Religion nicht funktioniert. Wir haben das Insider- und Outsider-Problem. Ich kann sehen, wie der Fußballer aus Brasilien sich nach dem Torschuss bekreuzigt – was er in diesem Moment glaubt, kann ich aus meiner Outsider-Perspektive nur begrenzt wissen. Ich kann nicht sagen, der Arme glaubt, weil er arm ist. Aber ich kann sagen, in seiner Situation leuchtet mir besonders gut ein, warum ihm die Sprache der Religion so wichtig ist: Er hat nämlich zu vielen anderen Sprachen keinen Zugang.

Madonna, die jetzt Anhängerin des Kabbala-Glaubens ist, scheint weder arm noch verzweifelt.

Warum Madonna nun die Kabbala entdeckt hat und wie, das weiß ich nicht. Ich bin auch da Outsider. In aller Regel ist es so, dass jemand etwa Buddhist wird, weil er einen ihn faszinierenden Buddhisten getroffen hat. Und viele Menschen wissen jetzt vom Judentum nur über Madonna und ich habe bisweilen den Eindruck, dass man von der Kabbala mehr verstehen könnte, als sie verstanden hat.

Ist es also doch egal, wie fundiert so ein Glaube ist?

Madonna entwirft sich ihren eigenen Glaubenskosmos, wie jeder Mensch das für sich tut. Und dieser Glaube ist meist durch die Kombination von Elementen geprägt. Bei George W. Bush wird das schon schwieriger. Sein Selbstverständnis, ein wiedergeborener Christ zu sein, hat viel mit seiner Alkoholiker-Biografie zu tun. Ich werde keine anderen Glaubensformen benoten, ich werde aber sagen, dass es elegante und weniger elegante Gläubige gibt, wie ich das bei der Mode von Menschen ja auch mache. Es gibt auch dumpfen, blinden Glauben und Aberglauben.

Gibt es auch falschen Glauben?





Ja. Ein falscher Glaube ist ein Glaube, der den Menschen in trügerischen Sicherheiten wiegt, der nicht den Prozess

des Nachdenkens steigert, der wirklichkeitsblind macht. Falscher Glaube führt dazu, dass ich mich unmittelbar mit Gott gleichschalte und dann meine, Gottes Willen ausführen zu können. Damit sind wir bei den Selbstmordattentätern. Das ist eine Gruppe von Menschen, die mit tödlicher Genauigkeit zu wissen glaubt, was der Wille Gottes ist. Todssicherer Glaube ist falscher Glaube.

Was heißt das für mich als Jugendlichen, wenn ich mit vielen religiösen Strömungen konfrontiert werde?

Zunächst heißt Verschiedenheit Zwang zur Stellungnahme. Sie können sich zurückziehen, aber an einem bestimmten Punkt werden Sie in einer Gesellschaft gezwungen zu sagen: Das halte ich für richtig und das nicht. Und schon im Neuen Testament steht: Prüfe die Geister! Man muss also als normaler Jugendlicher ein bisschen darüber nachdenken, ob man etwa lieber ein Muslim sein will oder ein softer Agnostiker.

Warum gibt es bis jetzt keine Talkshow, in der sich Anhänger verschiedener Glaubensrichtungen beschimpfen?

Wir haben noch große Probleme damit, öffentlich mit der Religionsvielfalt umzugehen. Wir erleben diese Auseinandersetzungen trotzdem permanent. Zum Beispiel bei der Diskussion um das Kreuz in bayerischen Schulen oder das Kopftuch einer Lehrerin. Wir sehen daran die schwierige Lage der weltanschaulichen Neutralität des modernen Verfassungsstaates. Alle modernen Staaten haben ein Modell verfolgt: die Sprengkraft religiösen Glaubens dadurch zu entschärfen, dass wir Religion zur Privatsache erklären. Aber diese Trennung funktioniert nicht mehr, weil Religionen in den öffentlichen Raum zurückgekehrt sind.

Wie groß ist denn der Einfluss der Popkultur auf die Religion?

David Beckham ist dafür ein gutes Beispiel. Metrosexuell wird da schnell zu metroreligiös. Es gibt ein

Interview mit Beckham, bei dem haben wir Religionswissenschaftler uns vor Freude die Hände gerieben, weil er in einer Antwort all unsere Vermutungen auf den Punkt bringt. Als sein zweites Kind geboren wurde, ist er gefragt worden, ob er dieses Kind taufen lasse, und er hat geantwortet: „Yes, but we haven’t decided the religion yet.“ Religion ist optional geworden.

Ist unsere wahre Religion also eigentlich der Individualismus?

In unseren Gesellschaften ist der Regelfall inzwischen, dass Menschen sich eine eigene religiöse Biografie basteln. So wie Sie einen Armani-Anzug mit irgendwelchen Secondhand-Gürteln kombinieren, können Sie das, was Sie für Buddhismus halten, kombinieren mit einem anderen Teil eines anderen Glaubens, der Ihnen zusagt. Und dann fahren Sie morgens durch München und hören im Radio das Horoskop und nehmen auch das noch in Ihren Glauben mit auf. Ich möchte aber darauf hinweisen, dass in allen westlichen Gesellschaften seit zwanzig Jahren auch eine massive Individualismuskritik aufgekommen ist. In den USA suchen Menschen zunehmend Gruppierungen, die ihnen wieder klare Wertorientierung bieten.

US-Forscher haben im Gehirn auch ein so genanntes Gottesmodul gefunden. Freut Sie das?

Die Neurologie versucht, die komplexen Verhältnisse, die sich in unserem Kopf abspielen, zu erforschen. Als Wissenschaftler finde ich das ganz toll. Aber ich glaube nicht an eine Forschung, die mit universalen Erkenntnisansprüchen daherkommt. Die Neurologen können uns etwas über die Grundlagen mentaler Prozesse sagen. Wenn sie aber sagen, sie haben Gott im Gehirn lokalisiert, wäre das methodisch Schwachsinn. Sie haben vielleicht

den Ort lokalisiert, an den die Menschen ihre Bilder von Gott im Gehirn projizieren. Aber sie haben keinen neurologischen Gottesbeweis geführt.

Also ist Glaube doch immer nur etwas Ausgedachtes!

Das „nur“ passt mir nicht, denn schließlich: Wir haben nichts, von dem Sie sagen könnten, es sei nicht ausgedacht. Nichts ist, von dem wir nicht wissen, dass es nicht durch unsere Subjektivität vermittelt ist. Wir können auf den Tisch klopfen – aber wissen wir, ob der Tisch ein Tisch ist?



Buchtipps zum Thema Religionen unter www.fluter.de/flutlicht



Friedrich Wilhelm Graf, 56, ist evangelischer Theologe. Er lehrt an der Ludwig-Maximilians-Universität München Systematische Theologie und Ethik. 1999 gewann er als erster Theologe den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Graf ist verheiratet und Vater von zwei evangelisch getauften Kindern. Von ihm erschien zuletzt: Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur. Dieses Buch ist kann man für den Preis von zwei Euro plus Versandkosten über www.bpb.de/publikationen bestellen.

Reif für die Insel

Text: Sarina Märschel

Daniel wird umziehen und auf die Philippinen gehen. Nicht für ein Studium oder einen Job, nicht für eine Freundin. Sondern für Gott.

In meiner Suppe schwammen manchmal Hühnerfüße mit Krallen dran. Wenn man auf die Zehen biss, hat es geknackt. Die Krallen konnte ich nach dem Essen als Zahnstocher benutzen.“ Eklig? Nein, eklig war das überhaupt nicht, versichert Daniel. Er habe auf den Philippinen noch ganz andere Sachen gegessen – ein angebrütetes Hühnerrei, Fischaugen. Und, nein, es war kein Überlebenstraining, an dem er dort teilnahm. Daniel machte ein Praktikum als Missionar. Drei Monate lang gab er muslimischen Studenten Computerunterricht auf einer Insel im westlichen Pazifik. Um Kontakt herzustellen, Versöhnung zu bewirken. Gar nicht so einfach: Denn im Süden der Philippinen herrscht Feindschaft zwischen Katholiken und Muslimen. Immer mal wieder gibt es Entführungen und Anschläge. Daniel will deshalb nicht genau sagen, mit wem und wo er gearbeitet hat. Er fürchtet, dass Terroristen herausfinden könnten, wo sich die Christen treffen. Für Missionare und Kirchenmitglieder wäre das lebensgefährlich.

Das Praktikum ist ein Jahr her. Mittlerweile hat der 22-Jährige aus Neuwied im Westerwald seine theologische Ausbildung an der Bibelschule Brake beendet und sich dazu entschlossen, auf die Philippinen zurückzugehen. Dieses Mal ohne Rückflugticket.

„Glaube?“ Daniel steht auf, dreht eine Runde um den Tisch. „Glaube bedeutet eigentlich alles für mich. So viel sogar, dass ich in Kauf nehme, dass es mir an den



Daniel mit philippinischen Kindern während seines Praktikums.

Kragen gehen könnte. Der Glaube ist mein ganzes Leben.“ Daniel sagt, dass er eine persönliche Beziehung zu Jesus hat, mit ihm redet „wie mit einem Freund“. Er betet beim Fahrradfahren und im Supermarkt, zu Jesus und Gott. Daniel wurde christlich erzogen, die Entscheidung zur Taufe wollten seine Eltern jedoch nicht für ihn treffen. „Gott spielte keine große Rolle in meinem Leben“, sagt Daniel. Das änderte sich, als er vor fünf Jahren beschloss, sich taufen zu lassen. Die Taufe war für Daniel zunächst nur ein äußeres Zeichen für seinen Glauben, ein Anlass, bei dem Freunde und Familie sehen konnten, dass er sich

zum Christentum bekennt. Dass er sich gerade zu diesem Zeitpunkt für die Taufe entschied, hatte keinen speziellen Grund, er fühlte sich vorher einfach innerlich nicht reif genug. Erst nach der Taufe beschäftigte er sich gründlicher mit seinem Glauben, er entdeckte seine Begeisterung für Jesus, der für ihn starb und ihm so Frieden mit Gott ermöglichte. Der Glaube wurde zum Mittelpunkt in Daniels Leben. Vor dreieinhalb Jahren, nach seinem Abschluss an der Berufsfachschule für Elektrotechnik, entschied er sich, Missionar zu werden: „Ich hatte in ei-

nem Gottesdienst den Eindruck, dass Jesus zu mir spricht, obwohl das keine hörbare Stimme war. Vorher hat mich nie ein Mensch auf die Idee gebracht, in die Mission zu gehen.“

Zur Vorbereitung auf das Missionsleben meldete er sich an der Bibelschule an. Den Kontakt zu den Missionaren auf den Philippinen vermittelte ihm eine Lehrerin, die wusste, dass Daniel gerne ein Praktikum in Asien machen wollte. Es gefiel ihm dort so gut, dass er gar nicht mehr weg wollte. Zudem suchten die Philippinen-Missionare einen neuen Mitarbeiter mit genau seinen Fähigkeiten: also einen, der Ahnung von

Computern hat, der zupackt, der Abenteuer liebt. Und dann wollte Gott auch, dass er da blieb. Wie er Daniel das deutlich gemacht hat? „Ich habe mir gedacht, dass diese Frage kommt.“ Er kipzelt mit dem Stuhl. „Wie soll ich das erklären? Das ist eine innere Gewissheit. Wie ein Wegweiser, dem man folgt.“ Manchmal hat er Zweifel, dass er der Aufgabe gewachsen ist. Dann, sagt Daniel, braucht er solche Wegweiser.

Mitte 2006 wird der 22-Jährige ausreisen. Zur Vorbereitung besucht er Seminare an der Akademie für Weltmission in der Nähe von Stuttgart,

zum Beispiel über den Islam und die Arbeit in interkulturellen Teams. Nebenbei muss Daniel Spender suchen. Eine Missionsgesellschaft wird sich zwar um Visum und Versicherungen kümmern und einen Ansprechpartner vor Ort stellen. Geld für seinen Lebensunterhalt muss er aber selbst aufbringen.

Seine Eltern und seine beiden jüngeren Geschwister stehen hinter Daniel und seinen Zukunftsplänen. Auch einige Freunde unterstützen ihn. „Du bist bekloppt“, sagen andere. Daniel erwartet nicht, dass alle um ihn herum gutheißen, was er tut. „Natürlich ist es so, dass Leute das ablehnen, was ich glaube – sogar die meisten. Ich verurteile sie deshalb nicht. Jeder Mensch muss selbst entscheiden.“ Dass das seine Vorgänger auf den Philippinen nicht so sahen, weiß er: 300 Jahre lang stand die Inselgruppe unter spanischer Herrschaft. Der größte Teil des Landes wurde von den Spaniern christianisiert. „Die Kolonialherren zwangen ihren Untertanen sowohl ihren Glauben als auch ihre Kultur auf. Das halte ich für falsch.“ Angst davor, dass die Einheimischen ihn nicht in ihrer Welt haben wollen, hat er nicht: „Die Menschen dort sehen mich nicht als einen Eindringling. Wir waren Freunde.“ Die Filipinos mögen Weiße, sagt er, trotz der schlechten Erfahrungen. Und auch die Muslime im

Süden finden es ganz in Ordnung, wenn Europäer ihnen mit Ausbildungsprojekten helfen. Doch wenn die Helfer die Einheimischen dazu bewegen wollen, den christlichen Glauben anzunehmen, wird es schwierig. Die strenggläubigen Muslime verabscheuen jede Art von christlicher Mission, sie sind sogar der Überzeugung, dass ein christlicher Missionar den Tod ebenso verdient hat wie ein Muslim, der

Christ wird, erzählt Daniel. Einige Mitglieder seiner Kirchengemeinde, darunter der Leiter, haben schon Morddrohungen erhalten, zwei zum Christentum

Einige Mitglieder seiner Kirchengemeinde haben Morddrohungen erhalten.

Konvertierte wurden entführt.

Die Hitze, der Verzicht auf westlichen Luxus, das ungewohnte Essen – damit wird er gut leben können, denkt Daniel. Nachtrauern wird er nur seinen Freunden, dem Inline-Skaten und der Freiheit, ohne Angst überallhin gehen zu können. Schwierig findet er die sprachliche Barriere und die fremde Kultur: „Um dort wirklich zu Hause zu sein, braucht man viel Zeit. Und man muss sich sehr anpassen.“ Daniel weiß, wovon er redet. Seine Eltern gingen mit ihm und seiner kleinen Schwester nach Brasilien, als Daniel fünf Jahre alt war. Die Familie leitete dort ein Waisenhaus für Straßenkinder. In der Schule war Daniel der Ausländer, ein Außenseiter.

Zurück auf den Philippinen wird er wieder Computerunterricht geben und sich bemühen, dadurch Kontakt zwischen Musimen und Christen herzustellen. Versöhnung der beiden Volksgruppen ist aber nur eines seiner Ziele: „Noch viel wichtiger als der Frieden, den wir auf der Erde haben können, ist der Frieden mit Gott, der ist nämlich entscheidend für das Leben nach dem Tod. Diesen Frieden durch Jesus will ich den Muslimen dort verkündigen.“ Wenn nötig, nimmt er dafür auch ein hohes Risiko in Kauf. Und kaut auf Hühnerzehen herum.

IMPRESSUM

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung, Ausgabe 13, Dezember 2004

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung (bpb), Adenauerallee 86, 53113 Bonn, Telefon: 01888 / 515-0

Redaktion: Thorsten Schilling (verantwortlich), Bundeszentrale für politische Bildung (schilling@bpb.de), Dirk Schönlebe (Koordination), Dirk von Gehlen, Alexandra Pieper (Chefin vom Dienst), Thomas Kartsolis (Art Direction)

Texte und Mitarbeit: Simone Buchholz, Matthias Eggert, Susanne Fischer, Jenny Friedrich-Freksa, Christina Kretschmer, Christoph Leischwitz, Sarina Märtschel, Tobias Moorstedt, Bastian Obermayer, Nikolaus Röttger, Alexandra Rusitschka, Max Scharnigg, Sandra Schmid, Susanne Sitzler, Barbara Streidl, Roland Schulz, Christine Zerwes

Fotos und Illustrationen: Mirko Borsche, Peter Brooren, Achim Multhaupt, Paul Kranzler, Jörg Koopmann, Wolfgang Stahr, Susanne Wegele, Frank Weichselgartner, Slavica Ziener

Schlussredaktion: Isolde Durchholz

Redaktionsanschrift / Leserbrief: fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung. SV Medien-Service GmbH, Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E, 80992 München, Telefon: 089 / 2183-8327; Fax: 089 / 2183-8529; leserbriefe@heft.fluter.de

Satz+Repro: IMPULS GmbH, Taubesgarten 23 55234 Bechtolsheim

Druck: Bonifatius GmbH Druck – Buch – Verlag Paderborn leser-service.fluter@bonifatius.de

Abo verlängern & abbestellen: Tel.: 0 52 51/ 153-188 (24 Std.) Fax: 0 52 51/ 153-199

Abo bestellen & Service Tel.: 0 52 51/ 153-180 Fax: 0 52 51/ 153-190

Bonifatius GmbH Stichwort: fluter Postfach 1269 33042 Paderborn

Nachbestellungen von fluter werden ab 1 kg bis 15 kg mit 4,60 Euro kostenpflichtig

Papier: Dieses Magazin wurde auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.

ISSN 1611-1567 Bundeszentrale für politische Bildung info@bpb.de, www.bpb.de

Online Bestelladresse: www.fluter.de/abo



Vater und Sohn in Demopolis, Alabama: Im Vorgarten die Fahne und das Kreuz. Rechts: Werbung in Alabama – für Pizza, Hamburger und Jesus.



Gottes Wort und Amerikas Beitrag

Interview: Tobias Moorstedt

Durch die USA verläuft ein „Gottesgraben“. Mit ihm, der christlichen Rechten und den Aussichten auf vier weitere Jahre George W. Bush beschäftigt sich Bruce Lincoln von der Universität Chicago.

Professor Lincoln, zwei Monate vor der US-Wahl schrieben Sie in einem Aufsatz: „Das Erfolgsgeheimnis von George W. Bush ist sein plakativer Glaube. Wir werden sehen, ob das für die Wiederwahl ausreicht.“ Nun, offensichtlich hat es das. Sind Sie überrascht?

Ich hatte ein knappes Ergebnis erwartet. Überrascht hat mich vor allem Bushs überwältigender Erfolg. Das müssen wir jetzt vier Jahre lang ausbaden.

Es heißt, „moralische Werte“ hätten die US-Wahl entschieden. 22 Prozent der Wähler nannten das als wichtigstes Entscheidungskriterium, 79 Prozent dieser Gruppe wählten wiederum Bush.

Er findet seine Wählerschaft im religiösen Teil der Bevölkerung, unter Muslimen, Katholiken, Protestanten gleichermaßen, aber vor allem bei den weißen, männlichen, konservativen Christen. Der Begriff der „moralischen Werte“ ist allerdings ein recht allgemeiner Begriff, unter dem verschiedene Leute verschiedene Dinge verstehen: per-

sönliche Integrität, eine bestimmte Konfession oder eine spezielle Politik. Es existiert in Amerika auf jeden Fall ein diffuses Bedürfnis nach Moral. Und weil Bush aussieht, als sei er gläubig, kann er davon profitieren.

Europäischen Beobachtern fällt es schwer zu glauben, wie sehr die Amerikaner glauben.

Geht es um Religion in den USA, verhalten sich die Europäer wie Anthropologen, die einen exotischen Stamm im Urwald studieren. In Europa pflegt man das Selbstverständnis einer post-religiösen Gesellschaft. Aber in den USA, oder besser gesagt: in einigen Teilen des Landes, spielt die Religion eine Rolle wie im Europa zur Zeit der Reformation.

Das ist lange her.

Ja. Wir hören hier noch immer das Echo der amerikanischen Gründerväter, die vor religiöser Unterdrückung aus Europa flüchteten und in einer Art protestantischer Euphorie ein neues Jerusalem schaffen wollten, die „leuchtende Stadt auf dem Hügel“. In der Moderne wa-



Religiöse Trance in Dalton, Georgia: Messe des TV-Predigers Perry Stone.

ren die Fundamentalisten lange still, sie betrachteten den politischen Prozess als sündige Sphäre und kümmerten sich lieber ganz privat um ihre Erlösung. Man hatte sie fast vergessen, aber so um 1980 – während der ersten Präsidentschaft von Ronald Reagan – erkannte die christliche Rechte plötzlich ihre Größe und ihre Kraft. Seitdem werden die politischen Choräle immer lauter.

160 Millionen Amerikaner bezeichnen sich als Christen. Die gewohnte bequeme Aufteilung in Protestanten und Katholiken allerdings funktioniert nicht.

Es gibt etwa 50 Millionen Katholiken. Aber von den protestantischen Kirchen gibt es Hunderte verschiedener Eigenarten. Sie müssen nur mal im Telefonbuch unter „Kirchen“ nachschlagen. Es gibt aber Faktoren, die eine Unterscheidung ermöglichen. So muss man zwischen „schwarzen“ und „weißen“ Protestanten unterscheiden. Man kennt ja den schwarzen Protestantismus von den Gospel-Events, er ist körperlich, voller Musik, Gesten und Emotionen: Als zentrales Motiv findet sich hier das Beten um Gerechtigkeit und die Befreiung von der weltlichen Unterdrückung.

Und der „weiße“?

Bei den „weißen“ Protestanten gibt es den Mainstream der Anglikanischen Kirche, der eher im Nordosten, in Boston und New York anzutreffen ist und oft aus alteingesessenen Familien mit hohem sozialem Kapital und Status besteht. Es ist eine würdevolle, zurückhaltende und nüchterne Religion. Dann gibt es noch die radikale Avantgarde der „wiedergeborenen“ oder „fundamentalistischen“ Protestanten. Diese Religion ist eher in der Mittelklasse, bei Immigranten und armen Menschen populär. Die Anhänger sind wütender, intoleranter und weniger selbstbewusst als der Mainstream. Sie nehmen die Bibel wörtlich, glauben an die Arche Noah und dass wir alle aus Ton gemacht wurden. Für den aufgeklärten Europäer sind dies wohl die seltsamsten Gestalten.

Auch arme Familien wählen eine neoliberale Politik. Der New Yorker schrieb vor kurzem: „Die religiösen Wähler wenden sich ab von der Welt. Sie entscheiden nicht nach materiellen, sondern nach spirituellen Kriterien.“

Ich denke nicht, dass sich menschliche Interessen nur nach materiellen Dingen bemessen lassen. Ein Großteil der Wähler ist eher interessiert an seiner Erlösung, der Beziehung zu Gott und der Stabilität der Familie. Da spielt Religion eine große Rolle, gerade bei den sogenannten „Familienwerten“. Denn die traditionelle Familie ist eine soziale Institution, welche die Beziehungen zwischen Geschlechtern

und Generationen regelt. Ehe, Enthaltsamkeit, Gehorsam und Loyalität. Für konservative und verängstigte Individuen ist es einfacher, diese Regeln als religiöse Werte zu kodieren denn als verhandelbare Konventionen. Sie sagen: Die Kernfamilie wird von Gott unterstützt, da fallen Widerworte schwer. Und Bush gibt ihnen Recht.

Nüchterner Nordosten, leidenschaftlicher Süden: Entlang dieser Grenze verläuft auch der politische Graben zwischen Herzland und den Küsten. Wie entsteht dieser „Gottesgraben“?

Wir finden christliche Rechte in allen Schichten und Klassen, es gibt sehr gebildete, reiche Leute in diesen Kirchen. Ganz generell aber zeigen Studien, dass „wiedergeborene Christen“ eher aus ländlichen und unterentwickelten Gegenden stammen, dass sie einen geringeren Bildungsgrad haben, älter sind, ärmer und weniger kompetent im Umgang mit der modernen Welt.

Oft heißt es, die Amerikaner seien auf der Suche nach einfachen Antworten auf die komplexe Welt des 21. Jahrhunderts.

Religion war schon immer eine Antwort auf Angst und Unsicherheit. Die Gegenwart wird von einem schnellen Wandel bestimmt, einer anonymen Gesellschaft, einer Veränderung der Moral und der sozialen Beziehungen. Viele Menschen fühlen sich von diesem Wandel bedrängt und wollen ihren Lebensstil verteidigen. Sie suchen nach Verlässlichkeit und Stabilität; wollen wissen, was richtig und was falsch, sauber und unsauber, schwarz und weiß ist. Der große Vorteil, den die Religion schon immer gegenüber der Philosophie und jedem anderen Gedankensystem besaß, ist die fundamentale Sicherheit, die sie den Gläubigen garantiert. Sie platziert die letzten Fragen außerhalb der menschlichen Sphäre, jenseits von Diskussion, Zweifeln und Veränderungen. Das Wort Gottes steht gegen alle anderen Worte.

Betrifft dieser Rückzug ins Religiöse auch junge Menschen?

Natürlich muss man unterscheiden zwischen dem Teenager in New York und dem Altersgenossen aus Kansas – das sind komplett verschiedene Lebenswelten. Aber auch bei jüngeren Menschen gibt es den Trend hin zum Glauben. Es bilden sich sogar christlich motivierte Subkulturen wie „Christian Rock“ oder „Skateboarders for Jesus“, die aber oft auch Marketing-Kampagnen der evangelikalen Kirchen sind, um den Jugendlichen eine Alternative zu den Versuchungen der Populärkultur zu liefern. Ländliche Familien sehen die Stadt eben als Sündenbabel, Zentrum von Weltlichkeit, Sexualität und dem Verlust des Glaubens. Das ist natürlich übertrieben, aber wenn man in die Stadt zieht, löst man sich aus der Familie und seinen traditionellen Bindungen – davor haben auch junge Menschen Angst.

Sie schreiben von einer „unauflösbaren Spannung zwischen dem säkularen Verfassungsstaat und einer Nation, die großen Wert auf Religion legt“. Wie wird sich das entwickeln?

In der nächsten Legislaturperiode wird die christliche Rechte ein großes Mitspracherecht in der Politik erhalten, das unser Land auf Jahrzehnte verändern könnte. Vielleicht löst sich die Spannung dann mit einem Knall. Sie werden den Obersten Gerichtshof mit ultrakonservativen Richtern besetzen und eventuell sogar das Abtreibungsrecht anfechten. Sie werden nicht alles kriegen, was sie wollen, aber mehr als jemals zuvor.



Bruce Lincoln, 56, ist Professor für die Geschichte der Religionen an der Universität Chicago. Seine Vorfahren waren – zumeist säkulare – russische Juden, sein Ururur-Großvater suchte sich den Nachnamen „Lincoln“ aus, weil er Abraham Lincoln für seine Tugenden und als Sklavenbefreier schätzte. Bruce Lincoln ist verheiratet und hat zweieilige Zwillingstöchter.



Tim und Jerry und die Apokalypse

Der Antichrist verwüstet die Welt, aufrechte Gläubige werden in den Himmel entrückt, am Ende rettet Jesus auf einem Ross die Menschheit. Was das ist? In den USA Stoff für zwölf Bestseller.

Rayford Steele war mit seinen Gedanken bei einer Frau, die er nie berührt hatte.“ So beginnt eine der erfolgreichsten Buchreihen der Welt: *Left Behind*, auf deutsch erschienen unter dem Titel: *Finale – Die letzten Tage der Erde*. Mehr als 62 Millionen Exemplare der Buchreihe wurden bisher verkauft, in den USA stand *Left Behind* monatelang auf der Bestsellerliste der *New York Times* ganz oben. Und das, obwohl es in den Büchern keineswegs um ein leichtes Thema geht. Behandelt wird nichts weniger als die Apokalypse. Rayford Steele, Pilot eines Fluges zwischen Europa und den USA, denkt gerade an seine Chefstewardess, als das Ende der Welt ihren Anfang nimmt. Im Flugzeug verschwinden Menschen, nichts zurücklassend als ihre Kleider. Das Gleiche geschieht auf der ganzen Welt – alle wahren Christen werden entrückt. Zurück bleiben die Ungläubigen, dem Zorn des Antichristen ausgeliefert, die sieben schlimmsten Jahre ihres Lebens vor sich. Zusammengefasst geschieht dann: Der rumänische UN-Generalsekretär entpuppt sich als leibhaftiger Antichrist und zieht eine Schneise der Verwüstung über den Planeten, die Armee der 200 Millionen apokalyptischen Reiter tilgt ein Drittel der Weltbevölkerung. Aber am Ende wird alles gut, Jesus kehrt auf einem weißen Ross zurück, umgeben von Millionen von Engeln geht er nach Arma-

geddon und vernichtet seine Feinde mit einigen Worten aus der Bibel. Die Schlacht endet in Jerusalem, wo Jesus den Antichristen in die Hölle schickt und dem Erzengel Michael befiehlt, Satan in eine Grube ohne Boden zu werfen. Der Einzige, der das Gemetzel über zwölf Bände hinweg überlebt und bei der glorreichen Wiederkehr Jesu dabei sein kann,

Nach den Anschlägen vom 11. September stieg der Absatz um 60 Prozent.

ist Rayford Steele, der geläuterte Lüstling. Auch die letzte Folge *Glorreiche Wiederkehr*, die das Ende des Kampfes beschreibt, kam auf Platz eins der *New York Times* Verkaufslisten, in Deutschland erscheint der Band im Frühjahr 2005.

Autoren der Serie sind Tim LaHaye und Jerry B. Jenkins, beide stammen aus dem Dunstkreis des christlichen Fundamentalismus. LaHaye ist Mitgründer des „Pre-Trib Research Center“. „Trib“ steht für „tribulation“, Heim-suchung, das Zentrum befasst sich mit der Vorbereitung auf das Jenseits. Jenkins war einer der Ghostwriter des Erweckungspredigers Billy Graham. Graham hatte George W. Bush 1985 auf das gebracht, was Bush den „richti-

gen Weg zu Gott“ nennt. Für die Serie nehmen Tim und Jerry das Buch der Offenbarung des Johannes aus dem Neuen Testament wörtlich, mischen christliche Moral und Elemente des Thrillergenres dazu – fertig ist, was die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* eine „literarische Heimsuchung“ nennt. Dem Erfolg tut das keinen Abbruch. Neben den Romanen gibt es Hörbücher, eine Serie für Jugendliche und einen Film, den Kritiker zu den 200 schlechtesten je gedrehten Filmen zählen. Vor allem Frauen mittleren Alters aus den Kernstaaten der USA sowie Soldaten lesen *Left Behind*. Nach den Anschlägen vom 11. September stieg der Absatz um 60 Prozent – offenbar rechneten auch weniger gläubige Amerikaner mit dem Weltende und wollten nachlesen, wie das aussehen könnte. Ihren Erfolg erklären sich die Autoren damit, dass es in der Gesellschaft einen „Hunger nach Gott“ gebe. „Sie lesen aus Neugierde, und wenn der Roman in ihnen etwas auslöst, werden sie süchtig“, erklärte LaHaye einmal. Kritik an ihrer Auslegung der Bibel ficht LaHaye und Jenkins nicht an. In einem Interview sagte LaHaye dazu: „Unsere Position ist die der Bibel. An die Vorstellung, dass wir danebenliegen könnten, habe ich wenig ernsthafte Gedanken verschwendet.“

Dirk Schönlebe

Finale – Die letzten Tage der Erde. Erschienen bei Blanvalet und Gerth Medien.

Kaum zu glauben

Es gibt Menschen die behaupten, Elvis sei tot und Diego Maradona ein dicker Drogenkranke. Das mag sogar stimmen – eigene Kirchen haben die beiden trotzdem.



Wer:

„The First Presleyterian Church of Elvis The Divine“

Was:

„Nur weil Elvis das Gebäude verlassen hat, bedeutet das nicht, dass er gerade nicht bei uns ist.“

Gegründet:

1988 in den USA, derzeit aktivster Zweig gegründet in Australien von „Minister Anna“.

Mitglieder:

Mitglieder in den USA, Australien, England, Holland, Zahl unbekannt.

Was sie machen:

Jeder Gläubige muss mindestens einmal Graceland besuchen und die 31 Heiligen Dinge in seinem Haushalt haben, falls Elvis vorbeikommt und einkehren möchte:

Glaubensbekenntnis:

1. Seine Stimme, makellos, wie ursprünglich gegeben, ist die verbal inspirierte, vollkommene Offenbarung Gottes an die Menschheit.

2. Es gibt einen Elvis, der unendlich heilig und perfekt ist. Er existiert ewig in den Personen des Jungen Elvis, des Vegas Elvis und des Hl. Hüftwackelnden Geistes des Rock.

3. Die gesegnete Geburt, die Wunder auf der Erde, das sündenfreie Leben, die körperlichen Imitationen und die wahrhaftig häufigen Sichtungen unseres Herrn Elvis Presley sind Zeugnis seiner Heiligkeit.

4. The King wurde als göttliche Person gesandt, den Glaubenden zu prägen, ermächtigen und zu heiligen, auf dass er Zeuge unseres Herrn Elvis Presley werde.

5. Die wahre Kirche besteht aus all denen, die auf das Leben, den Tod und die häufigen Erscheinungen des Elvis Presley als einziges und ausreichendes Mittel vertrauen, Vergebung ihrer Sünden und ein ewiges Leben mit Elvis zu erlangen. Die, welche so in Elvis Presley vertrauen, sind durch Seine Musik erlöst und wieder geboren im Heiligen Hüftwackelnden Geiste, um für immer zu rocken mit ihm im himmlischen Graceland.

6. Es wird eine Wiederauferstehung der Geretteten und der Verlorenen geben. Die ersten werden auf ewig rocken und rollen; die anderen werden vergehen in der ewigen Verdammnis der bösen, falschen Pop-Idole.

Feiertag:

8. Januar, der Geburtstag von Elvis. Die Feiertage beginnen schon am 8. Dezember. Der

heilige Monat ist eine Zeit für ununterbrochene Partys, totale Maßlosigkeit, um betrunken zu werden, die ganze Nacht wach zu bleiben und den ganzen Tag zu schlafen. Und um zu versuchen, alle 31 Heiligen Dinge so schnell wie möglich zu konsumieren.

Die 31 Heiligen Dinge:

Nicht eingefrorene Hackfleischbuletten, Hamburgerbrötchen, Senf, Zutaten für Hackbraten mit Soße, Speck, Wiener Würstchen, Sauerkraut in Dosen, saure Gurken, Kartoffeln, Zwiebeln, *Brown 'n' Serve*-Brötchen zum Aufbacken, sechs Packungen Kracker, Erdnussbutter, frisches Obst, ein Kasten Pepsi, ein Kasten Orangenlimo, drei Flaschen Milch, Bananenpudding (jede Nacht frisch gemacht), Brownies (jede Nacht frisch gebacken), Vanille- und Schokoladeneis, geriebene Kokosnuss, Schokoladenecke, Zigarettens, *El Producto* Zigarren, Streichhölzer, Spearmint-, Doublemint- und Juicy Fruit Kaugummi, Nasenspray, Dristan (Schmerztabletten), Sucrets (Medikament gegen Hals- und Rachen-schmerzen), Contac (Erkältungstabletten), Feenamint-Verdauungskaugummi.

www.geocities.com/presleyterian_church/shrine.html



Wer:

Iglesia Maradoniana – La Mano de Dios (Kirche Maradonas – Die Hand Gottes)

Was:

Die Verehrung des argentinischen Fußballstars Diego Armando Maradona.

Gegründet:

30. Oktober 2001 in Buenos Aires.

Mitglieder:

Mehr als 20.000, unter ihnen der brasilianische Nationalspieler Ronaldinho.

Was sie machen:

Die Iglesia Maradoniana hat eine neue Zeitrechnung begonnen, momentan befinden wir uns im Jahr 44 d. D. (de Diego, nach Diego). Als Heilige Schrift gilt die Autobiographie Maradonas („Ich bin der Diego des Volkes“), als Reliquien Trikots Maradonas mit der Nummer 10, unter anderem das Trikot des SSC Neapel und das der argentinischen Nationalmannschaft. An ihren Weihnachtsbaum hängen die Kirchenmitglieder Kugeln mit dem Gesicht Maradonas.

Mit der „Hand Gottes“ erklärte Maradona, wie es passieren konnte, dass er bei der WM 1986 im Spiel gegen England den Ball mit der Hand ins Tor boxte. Ein Ereignis, das der

uruguayische Schriftsteller Mario Benedetti als den „bisher einzigen glaubwürdigen Beweis für die Existenz Gottes“ ansieht.

Glaubensbekenntnis:

„Wir haben einen Gott der Vernunft, das ist Christus. Und einen Gott des Herzens, das ist Diego.“ – „Wenn Fußball eine Religion ist, dann ist Diego Maradona ihr höchster Ausdruck.“ – „Dass Diego nicht perfekt ist, bedingt, dass wir ihn derart lieben. Er ist der Gott des Fußballs, nicht des Lebens.“

Feiertag:

30. Oktober, der Geburtstag Maradonas, das Weihnachten der Iglesia Maradoniana. Gefeiert wird in der Pizzeria Banana in Buenos Aires und überall, wo sich Maradona-Anhänger treffen. In der Pizzeria hängt ein Kreuz, das mit den Stollen eines Fußballschuhs geschmückt ist. Zu erkennen sind die Jünger an T-Shirts mit dem Aufdruck D10S – das steht für Gott und die Nummer 10, Maradonas Nummer. Maradona selbst nennt die Idee der Kirche „originell“ und hofft, dass sich dadurch niemand belästigt fühle. Nicht nur am 30. Oktober sollen die Mitglieder der Iglesia die 10 Gebote befolgen:

Die 10 Gebote:

1. Der Ball wird nicht befleckt, wie Gott zum Abschied sagte.
2. Liebe den Fußball über alles andere.
3. Erkläre deine bedingungslose Liebe zu Diego und gutem Fußball.
4. Verteidige das argentinische Trikot und respektiere das Volk.
5. Verkünde von Diegos Wundern auf der ganzen Welt.
6. Ehre die Tempel, in denen er predigte, und ehre seine heiligen Trikots.
7. Ehre Diego nicht im Namen nur eines Clubs.
8. Predige immer die Prinzipien der Kirche Maradonas.
9. Nimm Diego als zweiten Namen und nenne deinen Sohn nach ihm.
10. Sei kein Dickkopf und lass die Schildkröte nicht entkommen.

www.iglesiamaradoniana.com

Weiß Gott!

Vier Fragen im Heft,
vier im Internet –
die führen nicht zur
Erlösung, aber vielleicht
zu einem Gewinn.

In welchem Fluss vollziehen die Hindus ihr Reinigungsbad?

- m) Nil
- n) Euphrat
- p) Ganges
- r) Jangtse

Wer oder was ist Odin?

- p) Garfields Hund
- r) Hauptgott der germanischen Mythologie
- s) Name einer skandinavischen Götterspeise
- t) Bruder von Erik dem Wikinger

Was ließ Gott für die Israeliten vom Him- mel regnen?

- u) Money
- o) Manni
- e) Manner
- a) Manna

In der chinesischen Naturphilosophie ste- hen für das männliche Prinzip (Himmel) und das weibliche Prinzip (Erde):

- v) Kim und Sung
- l) Jiang und Zemin
- a) Yin und Yang
- g) Chai und Tee



Notiere die vier Buchstaben der richtigen Lö-
sungen. Vier weitere Buchstaben erhältst du in
Teil zwei des Rätsels unter www.fluter.de.
Aus den acht Buchstaben kannst du das Lö-
sungswort bilden, das einen Ort beschreibt,
an dem die Menschen schon mal waren.
Das Lösungswort schickst du an:
gewinnen @fluter.de

oder an:

**Redaktion und Alltag / Stichwort: fluter-
Rätsel / Pasteurstraße 8 / 10407 Berlin**

Zu gewinnen gibt es je drei Exemplare von:

Wilfried Röhrich: Die Macht der Religio-
nen. Glaubenskonflikte in der Weltpolitik

Friedrich Wilhelm Graf: Die Wiederkehr
der Götter. Religion in der modernen Kul-
tur (bpb-Publikation)

Eduard Kopp (u.a.):
Religion für Einsteiger

Gerhard Staguhn: Gott und die Götter.
Die Geschichte der großen Religionen

Susan Tyler Hitchcock: Der große Na-
tional Geographic Atlas der Weltreligionen

Dalai Lama: Was aber ist Glück? Fragen
an den Dalai Lama

Arnulf Zitelmann: Die Weltreligionen.
(bpb-Publikation)

Peter Heine: Terror in Allahs Namen
(bpb-Publikation)

Ralf Elger / Friederike Stolleis: Kleines
Islam-Lexikon (bpb-Publikation)

Paul Berman: Terror und Liberalismus
(bpb-Publikation)

Peter Ortag: Jüdische Kultur und Ge-
schichte (bpb-Publikation)

Wolfgang Benz: Was ist Antisemitismus
(bpb-Publikation)

*Rezensionen zu diesen Büchern gibt es unter
www.fluter.de/flutlicht*

Glaube. Liebe? Hoffnung?

Was wir glauben: **fluter.de** im Dezember zeigt, wo die großen Weltreligionen entstanden und wo sie heute verbreitet sind.

Buntes Beten: In unseren Städten gibt es immer mehr Religionen.

Wer war Jesus überhaupt? Eine Spurensuche.

Stell dir vor, es ist Krieg und keiner schießt mit – Daniel Brühl berichtet über seinen neuen Film „Merry Christmas“: Weihnachten 1914 im Schützengraben.

Spiritualität heute – **fluter.de** stellt erleuchtete Bücher und Romane jenseits von Sprache vor: Wie wird das Unvorstellbare fassbar?

www.fluter.de



**Aufgepasst:
Ihr Abo läuft bald aus.**

Ein fluter-Abo läuft nach vier Ausgaben aus.
Wenn es bei Ihnen so weit ist, werden Sie an dieser Stelle
erfahren, wie einfach eine Abo-Verlängerung funktioniert.

Das erste Heft 2005:

Nordrhein-Westfalen

Leserbriefe bitte an:

fluter – Magazin der Bundeszentrale für politische Bildung
SV Medien - Service GmbH
Emmy-Noether-Straße 2, Bauteil E
80992 München
leserbriefe@heft.fluter.de

Abos:
www.fluter.de/abo
Tel.: 0 52 51/153-188 oder Fax: 0 52 51/153-190

fluter
bpb
Bundeszentrale für
politische Bildung